

bref

Das Magazin der Reformierten N° 3/2018 – 16. Februar



Beruf:
Aufklärerin

Beruf:
Aufklärer

Landesmuseum Zürich. SCHWEIZERI
SCHES NATIONALMUSEUM. MUSÉE
NATIONAL SUISSE. MUSEO NAZION
ALE SVIZZERO. MUSEO NAZIUNA
L SVIZZER.



GOTT UND DIE BILDER

**STREITFRAGEN DER REFORMATION
2.2.–15.4.2018**

ZH-REFORMATION.CH

www.landmuseum.ch

Anzeige

- 4 Jenseits von Gut und Böse
Von Susanne Leuenberger
- 13 **Camenisch**
Greenville, Mississippi
- 15 **Bücher aus Religion, Theologie und Kirche**
Die Rede von der Sünde passt nicht in die Moderne. Deshalb soll nun Schluss mit ihr sein, findet der Theologe und Philosoph Klaas Huizing
Von Hans Jürgen Luibl
- 19 **Journal**
Die wichtigsten Ereignisse im Überblick
- 23 **Cinémathèque**
Im Schatten des Sonnenstaats
- 24 Austrias heilige Krieger:
Was die Gegenreformation in Österreich anrichtete, kann man bis heute beobachten
Von Raoul Löbber
- 29 **Kugelman Amatruda Gümüşay**
Der Mensch ist ein Sünder. Sein Name ist A.
Von Bruno Amatruda
- 30 **Reaktionen**
- 31 **Der ehrliche Klappentext**
Skandalautor Michel Houellebecq hat ein Buch über Arthur Schopenhauer geschrieben – und damit gleichermassen einen Kommentar zu seinem eigenen Werk abgegeben
Von Hans Jürgen Luibl
- 32 **Le questionnaire de Proust**
Schauspielerin Isabella Schmid stellt sich dem Fragebogen aus der Zeit der Pariser Salons

Über den Islam zu sprechen ist schwierig: Jeder weiss am besten, wie es um diese Religion und ihre Angehörigen steht. Selten jedoch werden Muslime selbst in die Debatte mit einbezogen. Zumindest dann nicht, wenn sie sich so differenziert äussern wie Rana Alsoufi und Amir Dziri, die beiden ersten muslimischen Professoren für Islamische Theologie respektive Islamische Studien in der Schweiz. Egal ob es um Sexismus geht oder um die Frage, ob sich der Islam modernisieren muss – simple Antworten sollte man von ihnen nicht erwarten.

Klar, mit Sachlichkeit und Differenzierung lassen sich kaum knackige Schlagzeilen kreieren. Doch Alsoufi und Dziri wirken gerade dadurch als Aufklärer in der zähen Islamdebatte. Grund genug für uns, sie aufs Cover zu bringen.

Meine Kollegin Susanne Leuenberger hat sich mit der Assistenzprofessorin für Islamische Theologie in Luzern und dem Co-Leiter des Schweizerischen Zentrums für Islam und Gesellschaft in Freiburg getroffen. Ihr Gespräch – illustriert mit Bildern, die im Berner Museum für Kommunikation entstanden sind – lesen Sie auf den nächsten Seiten.

Vanessa Buff



Jenseits von Gut und Böse

Rana Alsoufi und Amir Dziri sind Pioniere:
Sie sind die ersten Muslime, die als Professoren an Schweizer Universitäten Theologie und Islam lehren.
Ihr Job ist kein einfacher, denn wenn es um den Koran und die Muslime geht, sind die Meinungen gemacht.
Auf allen Seiten. Das wollen die beiden ändern.

*Von Susanne Leuenberger
Bilder Ruben Hollinger*

Rana Alsoufi, Amir Dziri, Sie beide lehren nun seit einem Semester in der Schweiz. Mit welchem Wort würden Sie Ihre bisherigen Erfahrungen beschreiben?

Alsoufi Geduld. Das ist das erste, was ich an der Universität Luzern gehört habe: Ich müsse geduldig sein.

Mit wem müssen Sie Geduld haben?

Alsoufi Mit mir selbst! Wir sind daran, ein Zentrum für komparative Theologie aufzubauen. Mein Job ist es, die islamische Theologie einzubringen. Ein solches Projekt gibt es noch nicht in der Schweiz. Meine Kollegen sagen mir: Sei geduldig. Lass dir Zeit. Vieles muss ich noch lernen.

Was zum Beispiel?

Alsoufi Es ist das erste Mal, dass ich an einer theologischen Fakultät arbeite und islamische Theologie unterrichte. Vorher habe ich mich stärker mit islamischem Recht beschäftigt. Alle Kurse, die ich unterrichte, gebe ich in dieser Form zum ersten Mal.

Was ist Ihr Stichwort für Ihre erste Zeit, Herr Dziri?

Dziri Offenheit, würde ich sagen. Viel schauen, viel lernen, viele Gespräche führen, einfach mal die eigenen Vorstellungen zurückstellen und offen sein für das, was mir entgegenkommt. Am Anfang war ich zum Beispiel sehr überrascht von der Höflichkeit der Schweizer. Die Menschen an der Uni Freiburg haben mich sehr freundlich empfangen.

Sie beide haben zuvor in Deutschland gelebt und gearbeitet. Gibt es Unterschiede, wie die Schweiz mit dem Islam und den Muslimen umgeht?

Alsoufi Mein Eindruck ist, dass die Muslime hier weniger Thema sind als in Deutschland.

Dziri Das würde ich nicht so sehen. Der Islam ist in der Öffentlichkeit durchaus ein Thema. Aber der Unterschied ist, dass die Muslime in Deutschland besser organisiert sind. Das macht sie präsenter – man begegnet sich dadurch öfter partnerschaftlich. Hier in der Schweiz ist es mehr so, dass man zwar über den Islam und die Muslime redet, aber die schwierigen Themen nicht gemeinsam diskutiert.

Sind Sie persönlich Vorurteilen begegnet?

Alsoufi Nein, ich hatte einen sehr guten Einstieg. Die ersten vier Wochen in Luzern habe ich in einem Kloster mit Nonnen zusammengewohnt. Wir sprachen jeden Abend beim Essen über den Islam, über Jesus und Mohammed. Die Schwestern hatten nicht viel Vorwissen, waren aber sehr neugierig und stellten viele Fragen. So wollten sie zum Beispiel wissen, was es mit der Burka der Touristinnen auf sich hat.

Für die Schweiz ist es ein Novum, dass Sie beide als Muslime Professuren für islamische Theologie und islamische Studien einnehmen. Warum ist das erst jetzt der Fall?

Alsoufi In Deutschland und Grossbritannien gibt es seit einigen Jahren islamische Theologie und Lehrgänge für Islam an der Uni. Es ist dort seit längerem so, dass Muslime sich akademisch mit dem Islam auseinandersetzen. Hier ist das tatsächlich eher neu.

Dziri Es gibt einen wachsenden Bedarf, sich mit Fragen des Islams auseinanderzusetzen, was auch ein Zeichen für den Prozess der Beheimatung ist. Lange waren Muslime kaum sichtbar. Das beginnt sich nun zu ändern, vor allem in städtischen Zentren wie Bern oder Zürich. Es gehört zur Integration, dass Muslime ihre Religion als Akademiker reflektieren, lehren und studieren können – und dies in einem Schweizer Kontext.

Theologie ist heute ein Nischenfach. Warum braucht es nun auch noch die islamische Perspektive?

Alsoufi Es ist wichtig, dass die islamische Theologie in einen Dialog mit dem Judentum und dem Christentum tritt. Es geht auch darum, die gemeinsame Geschichte der abrahamitischen Religionen zu erforschen. Eine komparative Theologie, wie wir sie in Luzern aufbauen, hat aber nicht nur einen akademischen Zweck. Es geht auch um die Integration der Muslime.

Wie das?

Alsoufi Zum einen geht es um die Anerkennung: Wenn man Islam an einer Schweizer Universität studieren kann, ist das ein starkes Signal. Zum anderen wissen die Muslime selbst, auch die praktizierenden, nicht viel über die islamische Theologie und ihre Entstehung. Die Praxis steht im Vordergrund. Erfreulicherweise beginnt sich das nun langsam zu ändern. Institute wie die in Luzern oder Freiburg können diese Entwicklung fördern.

Was hilft es Muslimen, wenn sie mehr über islamische Theologie wissen?

Alsoufi Es erweitert ihren Horizont. Es gibt schliesslich nicht die eine dogmatische Theologie im Islam. Ein Beispiel dazu: Im Koran ist die Rede davon, dass Gott auf einem Thron sitzt und Hände hat. Die Gelehrten diskutieren darüber, ob das buchstäblich zu verstehen ist oder in einem übertragenen Sinn. Im Laufe der Zeit haben sich unterschiedliche Perspektiven darauf entwickelt. Dafür möchte ich das Bewusstsein schärfen.

Schauen Sie: Ich kenne gläubige Muslime, die sind sehr liberal und leiten ihre emanzipativen Werte aus ihrem Glauben ab. Und ich kenne Muslime, die sind säkular eingestellt und trotzdem Sexisten.

Amir Dziri



Früher habe ich das Licht einer Taschenlampe auf eine bestimmte Stelle im Koran gerichtet und gelernt, auf welche Art und Weise sie zu interpretieren ist. Erst als ich nach Europa kam, wurde im Raum Licht gemacht.

Rana Alsoufi

Konkret: Kann man mit islamischer Theologie wirklich Integration betreiben? Heute wünschen sich viele, dass die Muslime weniger religiös wären. Der Islam steht für Patriarchat, Terror und Fundamentalismus.

Dziri Ich glaube, genau diese Vorstellung ist ein Missverständnis, wenn es um Religion und Integration geht. Alle sprechen über den Islam, alle sprechen über Muslime. Aber es geht dabei selten um religiöse Fragen, um Glaubensfragen, sondern um soziale und politische Kategorien – und es wird viel mit Stereotypen operiert.

Was ist falsch an Stereotypen? Immerhin helfen sie, die Welt zu verstehen.

Dziri Das stimmt schon. Aber Stereotype sollen sich der Wirklichkeit annähern und nicht umgekehrt. Ich gebe Ihnen ein Beispiel. Eine Bekannte von mir ist Iranerin, sie hat schwarze Haare und dunkle Haut. Wenn sie in einer Bäckerei ein Sandwich kaufen will, sagt die Verkäuferin zu ihr, dass da aber Schinken drin sei. Und meine Freundin meint: «Ja, ich weiss. Ich liebe Schinken.» Das ist natürlich ein eher harmloser Fall. Aber es zeigt, wie sehr die Wahrnehmung des Islams und der Muslime festgefahren ist. Meine Bekannte ist automatisch die Muslimin, die kein Schweinefleisch isst – ob sie das will oder nicht. Und so wird auch der Islam als Religion automatisch mit gewissen Vorstellungen wie Patriarchat, Radikalität oder Terror verbunden.

Dennoch – manche dieser Vorstellungen sind nicht ganz falsch.

Dziri Das streite ich nicht ab. Es gibt im Islam problematische Vorstellungen und fragwürdige Einstellungen unter Muslimen. Aber meine Wahrnehmung ist die, dass beispielsweise Genderfragen innerhalb der muslimischen Communities intensiv diskutiert werden. Die Muslime sind keine einheitliche Masse, weder hier in Europa noch in der muslimischen Welt. Schauen Sie: Ich kenne gläubige Muslime, die sind sehr liberal und leiten ihre emanzipativen Werte aus ihrem Glauben ab. Ich kenne aber auch gläubige Muslime, die sind Chauvinisten und leiten das aus ihrem Glauben ab. Und ich kenne Muslime, die sind säkular eingestellt und trotzdem Sexisten.

Alsoufi Hier im Westen gibt es die Vorstellung, dass alle Muslime sehr patriarchal seien. Im Vergleich zu westlichen Gesellschaften mag das in der Tendenz stimmen, aber es gibt grosse Unterschiede innerhalb der muslimischen Communities. Die Geschlechterordnungen in Indonesien sind anders als in Saudiarabien. Das hat mit der politischen Realität zu tun, mit kulturellen Fragen – und mit der Bildung.

Sehen Sie denn Fortschritte, was die Gleichstellung von Mann und Frau in muslimischen Gesellschaften betrifft?

Alsoufi Zum Teil. Ein Vorbild in Sachen Gleichberechtigung ist Tunesien, wo kürzlich das Erbrecht geändert wurde. Töchter erben dort nun gleich viel wie Söhne. Bis vor einem Jahr war das unvorstellbar. Da erbten Töchter nur die Hälfte dessen, was den Söhnen zustand. Das hatte mit der traditionellen Unterhaltspflicht der Männer gegenüber den Frauen zu tun. Viele Frauen in anderen muslimischen Ländern haben daraufhin gesagt: Wow, wenn die Tunesierinnen das schaffen, dann können wir das vielleicht auch.

Zurück in die Schweiz. Was diagnostizieren Sie, wenn es um den Islamdiskurs geht?

Dziri Es gibt in der Religionswissenschaft den Ausdruck der «religious illiteracy». Wir haben als Individuen und als Gesellschaft die Kompetenz verloren, religiöse Phänomene zu deuten und richtig einzuordnen. Das führt zu verkürzten Vorannahmen. Wir können nicht unterscheiden, was politisch ist, was sozial, was kulturell und was ein Ausdruck des Religiösen – und natürlich: Muslime machen es einem oft nicht gerade einfach, das zu erkennen.

Hat Religion nicht ohnehin immer mit Politik, Kultur und Gesellschaft zu tun?

Dziri Ja, das schon. Aber genau darum müssen wir ein besseres Sensorium für genuin religiöse Themen entwickeln. Es geht darum, die eigenen Positionen selbstkritisch zu überdenken. Das gilt für die muslimischen Gemeinschaften, aber eben auch für die breite Öffentlichkeit. Wir leben in einer religiös pluralen Gesellschaft, da braucht es vor allem Vermittlung.

Das sehen nicht alle so. Es gibt politische Kräfte, die an Dialog auf Augenhöhe nicht interessiert sind beziehungsweise den Islam nicht als Teil der Schweizer Gesellschaft akzeptieren wollen.

Dziri Das ist tatsächlich der Fall. Momentan sehe ich die Gefahr, dass man die Glaubensfreiheit der Muslime einschränkt, statt sich auf einen Dialog einzulassen.

Woran machen Sie das fest?

Dziri Vor allem im Hinblick auf die religiöse Praxis oder die religiöse Kleidung. Dort gibt es Tendenzen, jene stärker zu reglementieren. Auch das Minarettverbot ist ein Beispiel dafür. Hier droht langfristig die Gefahr, den Menschen unterschiedliche Grund- und Freiheitsrechte zuzugestehen.

Rana Alsoufi

Die 35jährige Jordanierin studierte in Irbid islamisches Recht und erhielt danach ein Stipendium, um in Aberdeen und Edinburgh ihr Studium weiterzuverfolgen. Hier kam sie mit der historisch-kritischen Methode der Religions- und Islamwissenschaft in Berührung. Sie bezeichnet es als «kulturellen Schock»: «Als islamische Juristin habe ich das Licht einer Taschenlampe auf eine bestimmte Stelle im Koran gerichtet und gelernt, auf welche Art und Weise sie zu interpretieren ist. Als ich nach Europa kam, wurde im Raum Licht gemacht. Erst hier lernte ich den gesamten Kontext kennen.» Ab 2015 forschte und lehrte Alsoufi an der Universität Erlangen-Nürnberg. Seit Herbst 2017 ist sie als Assistenzprofessorin für Islamische Theologie in Luzern tätig. Mit ihren Kollegen baut sie dort das schweizweit erste Zentrum für komparative Theologie auf. *su*

Amir Dziri

Der 33jährige ist der erste Professor für Islamische Studien der Schweiz. Er wurde in Tunis geboren und wuchs in Deutschland auf. Von 2011 bis 2017 forschte und lehrte Dziri am Zentrum für islamische Theologie der Universität Münster. Seit September 2017 leitet er gemeinsam mit Hansjörg Schmid das Schweizerische Zentrum für Islam und Gesellschaft (SZIG) an der Universität Freiburg, das 2015 auf Anregung des Bundesrats als schweizweites Kompetenzzentrum gegründet wurde. Bereits im Vorfeld der Eröffnung sorgte das SZIG für Kontroversen. Vertreter der lokalen SVP wollten das Zentrum verhindern und warfen ihm wiederholt vor, eine «Radikalenschleuder» zu sein. Tatsächlich jedoch lancierte das SZIG mehrere Projekte im Bereich von Forschung und Weiterbildung, die darauf zielen, Radikalisierungsprozesse unter jungen Muslimen zu verhindern – darunter die Projekte «Muslimische Organisationen als gesellschaftliche Akteure» (seit 2016) und «PositivIslam» (seit 2017). *su*

Auch muslimische Islamkritiker argumentieren, dass der Islam sich zuerst aufklären muss, um in unsere Gesellschaft zu passen.

Dziri Viele sehen das so. Ich kann dieser Position auch einiges abgewinnen. Diese Kritik an der islamischen Zivilisation – also dass sie sich aufklären und säkularisieren muss, um in der Moderne anzukommen – gibt es allerdings seit gut 150 Jahren. Das ist insofern nichts Neues. Kritiker wie Bassam Tibi oder Hamed Abdel-Samad stellen Missstände in der syrischen beziehungsweise ägyptischen Gesellschaft fest und machen den Islam dafür verantwortlich. Als ob die orientalische Welt in einem Wurmloch gefangen wäre.

Ist diese Kritik denn so falsch?

Dziri Sie ist mir zu simpel und zu konfrontativ. Und ich habe Zweifel an ihrer sachlichen Korrektheit. Es ist ja nicht so, dass die islamische Welt nie säkular gewesen wäre. Nehmen Sie die antireligiöse, sozialistische Baath-Partei in Syrien oder die laizistische Türkei unter Atatürk. Ich glaube nicht, dass die Probleme der orientalischen Welt nur mit der Religion zu tun haben. Denken Sie sich den progressivsten Islam, der überhaupt vorstellbar ist – glauben Sie, die Probleme dieser Gesellschaften würden mit einem Mal verschwinden?

Ist dem Islam überhaupt noch zu helfen? Der deutsch-iranische Publizist Navid Kermani sieht im modernen politisierten Islam einen geistigen und spirituellen Bruch mit der früher reichen islamischen Tradition.

Dziri Da hat er einen Punkt. Der Islam war früher sehr vielfältig. Heute wird alles durch die ideologische Brille betrachtet – man ist entweder voll für oder voll gegen den Islam. Fundamentalistische und politisierte Strömungen haben grosse Teile der Tradition zerstört.

Was ist die Lösung, um aus diesem Kampf der Kulturen rauszufinden?

Dziri Ich habe keine pfannenfertige Lösung parat. Es gibt nichts anderes als Reflexion über die eigene Geschichte und die Gegenwart, das Gespräch und gesellschaftliche Kommunikation. Auch Muslime sind in erster Linie Menschen derselben Welt, die sich um die Probleme des Planeten kümmern sollten. Es bringt nichts, in der eigenen Scholle zu verharren. Es braucht neue Arten, wie wir über gemeinsame gesellschaftliche Ziele diskutieren. Als Bürger einer Gesellschaft, als Bewohner dieser einen Erde.

Wie könnte das konkret aussehen?

Dziri Ein gutes Beispiel ist die #metoo-Debatte. Da wurden global, unabhängig von Religion und Ethnie, Sexismus und Machtmissbrauch angeklagt. Auch viele liberale Muslime und muslimische Feministinnen beteiligten sich daran. So können neue Allianzen entstehen.

Alsoufi Auch in der Theologie gibt es Aufbrüche. Der verstorbene algerische Philosoph und islamische Gelehrte Mohammad Arkoun entwickelte als einer der ersten eine kritisch-vernünftige Perspektive auf den Islam.

Wie sieht diese aus?

Alsoufi Arkoun suchte nach einer modernen Auslegung des Korans. Dazu benutzte er zeitgemässe Methoden der Textanalyse. Er fragte sich: Wie sollen Muslime heute den Koran lesen? Wie lässt sich ein historisch-kritisches Verständnis der Geschichte und Entstehung des Islams mit dem Glauben vereinbaren? Er wollte den Islam anschlussfähig machen an die Gegenwart. Diese Fragen beschäftigen heute viele muslimische Intellektuelle im Westen.

Und in der islamischen Welt?

Alsoufi Das ist schwierig zu sagen. Noch gibt es nicht viel Austausch zwischen den traditionellen Institutionen in der islamischen Welt und dem Westen. Dazu kommt: Die Muslime in Jakarta oder Amman haben auch ganz andere politische und gesellschaftliche Herausforderungen als hier in Zürich oder Luzern. Sie kämpfen mit Diktatur und Traditionalisten. Ich merke das, wenn ich selber nach Hause zurückkehre.

Inwiefern?

Alsoufi Ich habe ganz andere Einstellungen zu theologischen Fragen, als ich sie hatte, bevor ich Jordanien verliess. Wenn ich mit Bekannten über Religion oder die Gesellschaft diskutiere und jemand mir sagt, das sei so, weil es im Koran stehe, dann antworte ich: «Zeig mir das.» Oftmals steht das Gesagte gar nicht dort oder dann erkläre ich, dass man das auch anders interpretieren kann. Meine Familie sagt dann: Du hinterfragst alles. Manchmal ist es ihnen fast zu viel.

Sie haben als Islamexperten über den Islam gesprochen. Zum Schluss: Wie haben Sie es eigentlich persönlich mit der Religion?

Alsoufi Mein Verständnis von Religion hat sich verändert. Wenn mich heute muslimische Freunde oder Verwandte fragen, warum ich kein Kopftuch trage oder nicht praktiziere, dann antworte ich nicht: «Eines Tages mache ich das vielleicht.» Ich sage einfach: «Ich stehe zu meiner Überzeugung.»

Haben Sie den Schleier getragen, als Sie in Jordanien lebten?

Alsoufi Nein. Aber ich schäme mich heute nicht mehr dafür und lasse mich nicht mehr in Frage stellen. Ich bin gläubig, ich bin Muslimin, aber ich habe meine eigene persönliche Beziehung zu Gott.

Wenn mir jemand sagt,
das sei so, weil es im
Koran stehe, dann antworte
ich: «Zeig mir das.»
Meine Familie sagt dann:
Du hinterfragst alles.
Manchmal ist es ihnen
fast zu viel.

Rana Alsoufi

Viele Menschen haben
ein Misstrauen gegen
das Kollektive. Man fürchtet
das Vereinnahmende und
das Konforme. Das ist
vielleicht ein Denkfehler
der individualistischen
Moderne.

Amir Dziri

Was ist das Wichtigste am Glauben?

Alsoufi Mein Glauben ist eine Frage meiner Erfahrung. Ich bin zwar in eine muslimische Familie hineingeboren und habe meine Religion nicht gewählt. Doch auch wenn ich als Muslimin aufgewachsen bin, soll mein Glauben meine Wahl sein. Mein Glaube muss erfüllend sein. Wenn er das nicht ist, verliere ich ihn.

Dziri Ich mag an der Religion, dass sie bleibende Fragen stellt. Es sind diese ganz grossen Fragen, die Fragen nach dem Sinn, die einen überkommen, egal, ob man an einen Gott glaubt oder nicht. Und ich beschäftige mich gerne mit der Frage, welche Aufgabe persönliche Religiosität hat und welche Aufgabe sie für die Gemeinschaft hat.

Das ist ein sehr analytischer Ansatz.

Dziri So gehe ich eben an die Dinge ran, das hört auch bei der Religiosität nicht auf. Aber doch dies: Ich bin wie Rana eher Individualist. Es gibt Menschen, die brauchen die Gemeinschaft, die Zugehörigkeit. Ich gehöre nicht unbedingt dazu.

Sie haben beide ein sehr privates Verständnis von Religion – schon fast ein reformiertes. Doch ist nicht die «umma», die Gemeinschaft, ein wichtiges Element des Islams?

Dziri Ich spreche hier als Soziologe: Der Glaube wird immer individueller. Auch für viele Muslime. Viele Menschen haben ein Misstrauen gegen das Kollektive. Man fürchtet das Vereinnahmende und das Konforme. Das ist vielleicht ein Denkfehler der individualistischen Moderne. Denn Gemeinschaft könnte auch Lernen von Diversität und Solidarität bedeuten, und einen Ausweg aus der Isolation. Ich habe den Eindruck, dass heutzutage unsere sozialen Kompetenzen sehr gering worden sind.

Sollten wir wieder mehr in der Gemeinschaft glauben?

Dziri Es gibt keinen Königsweg zwischen Gemeinschaft und Individualität. Jedes Leben ist ein Prozess. In dem Moment, wo ich aufhöre, mich den Herausforderungen des Lebens zu stellen, entsteht Verkrustung. Dann ist man tot. Das kann einer Gemeinschaft passieren, das kann aber auch einem Individuum geschehen. Offenbleiben ist die grosse Aufgabe, und das hört nicht auf bei Ethnien, Religionen oder Kulturen.

Susanne Leuenberger ist Redaktorin bei *bref*.
susanne.leuenberger@brefmagazin.ch

Der Fotograf Ruben Hollinger lebt in Bern.
www.rubenhollinger.ch

Pfarrstelle

Im Kanton Bern

Reformierte Kirchgemeinde Pieterlen

Unsere Kirchgemeinde im Berner Seeland umfasst die politischen Gemeinden Pieterlen und Meinsberg. Wir wünschen uns eine offene Pfarrerin oder einen Pfarrer, die oder der dorfübergreifend tätig ist und sich mit Engagement nebst den allgemeinen pfarramtlichen Tätigkeiten den Schwerpunkten Jugendarbeit, Oberstufenunterricht, Befähigung und Vernetzung engagierter Freiwilliger zuwendet. Rund 3700 Einwohner und das Schlössliheim ergeben gegenwärtig 180 zugesprochene Stellenprozente, 30% davon in der Heimseelsorge.

Pfarrperson 100%

Der bisherige Amtsinhaber hat seine Anstellung gekündigt. Der Kirchgemeinderat hat sich entschieden, zugunsten eines sorgfältigen Findungsprozesses zwischenzeitlich mit einem Stellvertreter zu arbeiten. Der Stellenantritt ist auf den 1. August 2018 oder nach Vereinbarung vorgesehen. Die Stelle kann allenfalls auch im Jobsharing besetzt werden. Die Pfarrstelle ist mit der Dienstwohnungspflicht verbunden. Interessierte Pfarrpersonen können aber beim Suchen und Finden einer geeigneten Dienstwohnung durch den Kirchgemeinderat mitreden.

Das Arbeitsgebiet ist folgendermassen umrissen

- grundlegende pfarramtliche Aufgaben wie Gottesdienste, Kasualien, Seelsorge
- KUW-Mitarbeit hinführend zur Oberstufe und Konfirmation
- Unterstützung einer weiterführenden Jugendarbeit
- Begleitung, Befähigung und Vernetzung der vielen Freiwilligen
- regionale und ökumenische Zusammenarbeit in Gottesdiensten, Jugendarbeit und Erwachsenenbildung

Wir wünschen uns

- vielfältige Formen des Gottesdienstes
- Teilnahme am dörflichen Leben
- Sorgfalt im Umgang mit Traditionellem und Bereitschaft, Veränderungen einzuführen
- kollegiale Zusammenarbeit mit den Mitarbeitenden und dem Kirchgemeinderat
- Offenheit und Herzlichkeit im Umgang mit Menschen aller Altersstufen und unterschiedlicher religiöser Prägung

Sie treffen auf

- ein kirchliches Leben in einer vereinsengagierten Gemeinde
- eingeübte, kompetente Mitarbeitende und zahlreiche freiwillige Helfende
- einen aktiven, motivierten Kirchgemeinderat, bereit, neue Ideen umzusetzen
- ein Dorf mit hoher Lebensqualität, guter Anbindung an den ÖV, Schulen
- eine Kirche mit 1000jähriger Geschichte in naturgeschützter Umgebung

Sind sie neugierig geworden?

Gerne wenden Sie sich für weitere Auskünfte an:

Pfr. Andri Kober, 032 377 31 40

Pfrn. Martina Wiederkehr-Steffen, 032 377 26 50

Präsident KGR Georg Podolak-Bornhauser, 079 201 68 84

Ihre Bewerbung nehmen wir gerne bis 9. März 2018 per E-Mail entgegen auf praesidium@ref-pieterlen.ch. Wir planen Vorstellungsgespräche im März/April.



Reformierte Kirchgemeinde
Thun-Strättligen

Wir suchen zwei initiative und selbständige
Persönlichkeiten

per 1. November 2018 für ein

**Allgemeinpfarramt (90–100%),
mit einer Leitungsaufgabe (35%)**

und per 1. Januar 2019 für ein

**Allgemeinpfarramt (80–100%)
mit Schwerpunkt Spiritualität**

Ausführliche Informationen unter
www.kirchgemeindestraettligen.ch

Luther Zwingli im Gschtell.

Nicht nur. Aber das grösste
evangelisch-reformierte
Buchangebot weit und breit.
Im Laden oder per Post.

Die Oekumenische Buchhandlung
Rathausgasse 74, 3011 Bern
Telefon 031 311 20 88
info@voirol-buch.ch, www.voirol-buch.ch

Ab Fr. 75.– liefern wir portofrei.

Camenisch



Greenville, Mississippi

Im allgemeinen ist das Zurückkehren an lange nicht mehr besuchte Orte damit verbunden, dass man gefühlte hundert Mal erwähnt, wie vieles sich verändert hat. Nicht so in Greenville. Die grosse Kluft zwischen Schwarz und Weiss ist immer noch zu sehen, das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen eines African American liegt bei 57 Dollar am Tag. Der Crime Index weist für Greenville die Zahl 2 aus, 100 wäre absolute Sicherheit. Dieses Schild von Shoney's war schon 1997 kaputt.

Der Fotograf Reto Camenisch zählt zu den bekanntesten und eigenwilligsten Fotografen der Schweiz. Für *bref* schafft er eine Serie, welche die Bildkontemplation ins Zentrum rückt.



Pfarrer/Pfarrerin 50%

Die benachbarten Kirchgemeinden Eggwil und Signau möchten ihre jeweiligen Pfarrstellen ab 1.1.2019 (oder nach Vereinbarung) durch eine gemeinsame 50%-Stelle ergänzen; von dieser Stelle werden 40% durch den Kanton und 10% durch die Kirchgemeinden selber finanziert.

Schwerpunkte im Stellenbeschrieb sind in beiden Kirchgemeinden Gottesdienste und kirchlicher Unterricht (Oberstufe). Zu den weiteren Aufgaben gehören die Jugendarbeit sowie gerne auch die Erwachsenenbildung.

Bei uns erwarten Sie zwei lebendige Gemeinden, die bereits seit längerem eine erfolgreiche Zusammenarbeit pflegen und diese weiter vertiefen wollen.

Wir wünschen uns zur Besetzung der neuen Stelle eine engagierte, offene und kommunikative Persönlichkeit, welche sich mit Freude in unserer ländlich geprägten Region einbringt und es versteht, die landeskirchlichen Werte respektvoll zu leben.

Ein offizieller Stellenbeschrieb von RefBEJUSO besteht und kann auf Anfrage zugestellt werden.

Bitte senden Sie Ihre Bewerbung bis 31. März 2018 an: Pfarrwahlkommission Eggwil/Signau, Herrn Peter Häberli, E-Mail: peter.p.haerberli@gmail.com

Für Fragen und Auskünfte stehen gerne zur Verfügung:

Pfarrer Ueli Schürch (Eggwil), Tel. 034 491 11 21, ulrich.schuerch@bluewin.ch

Pfarrer Stephan Haldemann (Signau), Tel. 034 497 11 63, pfarramt-signau@bluewin.ch

Kirchgemeindepäsidentin Christine Jenni (Eggwil), Tel. 034 491 13 90, praesidium@kirche-eggwil.ch

Kirchgemeindepäsidentin Lisabeth Steiner (Signau), Tel. 034 497 31 03, lisasteiner58@bluewin.ch



Evangelisch-reformierte
Kirchgemeinde Klosters-Serneus

Klosters-Serneus liegt im Prättigau und ist geprägt sowohl vom traditionellen Walsertum als auch vom Lebensnerv der Region, dem Tourismus. Die zahlreichen Sport- und Freizeitangebote und ein vielfältiges Kultur- und Vereinsleben geben Raum für interessante Begegnungen und zahlreiche Möglichkeiten für eigene Initiativen.

Die Kirchgemeinde Klosters-Serneus mit rund 2200 Gemeindemitgliedern sucht

ab 1. Juli 2018 oder nach Vereinbarung eine Pfarrperson (90–100%)

Wir sind eine innovative und lebendige Kirchgemeinde. Ein aufgeschlossener und hilfsbereiter Vorstand, engagierte Angestellte und ein breites Team von freiwilligen Helfern unterstützen Sie bei Ihrer Arbeit. Die zwei schönen Kirchen in Klosters und Serneus, das Kirchgemeindehaus in Klosters und die Kirchgemeindestube in Serneus sind technisch bestens ausgestattet und für verschiedenste Anlässe geeignet.

Die Zusammenarbeit im schulischen wie auch im ökumenischen Bereich ist gut etabliert. Potential zur Weiterentwicklung besteht in den Bereichen Kirche im Tourismus, Erwachsenenbildung und Kirchenmusik. Wir bieten Ihnen ein geräumiges Pfarrhaus in Serneus an schöner Lage mit Balkon und Garten sowie einem Pfarrbüro. Der Wohnort Serneus ist auch für Familien ideal.

Die Schwerpunkte Ihrer Tätigkeiten liegen im Bereich der Gottesdienste, der Seelsorge, der Kasualien sowie in der Senioren- und Erwachsenenarbeit. Hierzu gehören auch die Pflege und der Ausbau der bestehenden Teams freiwilliger Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Nach Absprache sind Religionsunterricht und Schulgottesdienste, die Arbeit mit Kindern und Familien sowie der Aufbau von 1+1 in Zusammenarbeit mit dem Team der Kirchgemeinde und der katholischen Kirche ebenfalls Bestandteile Ihrer Tätigkeit.

Wir wünschen uns eine kontaktfreudige, weltoffene und im christlichen Glauben verankerte Pfarrperson, welche sich aktiv am Gemeindeleben beteiligt und eine herzliche Beziehung zu Menschen jeden Alters aufbauen kann. Die Fähigkeiten, verständnisvolle Seelsorge zu leisten und lebensnahe, verständliche Predigten zu halten, sind uns wichtig. Damit eine gute Zusammenarbeit im Pfarrteam (mit Ihnen zwei Pfarrpersonen und ein Sozialdiakon), mit dem Vorstand und verschiedenen Helferteams möglich ist, sollten Sie teamfähig und offen für neue Ideen sein sowie selbstständig und kreativ arbeiten können. Wir freuen uns darauf, Sie persönlich kennen zu lernen!

Bewerbung und Auskünfte

Ihre Bewerbung senden Sie bitte bis am 15. März 2018 schriftlich oder per E-Mail an:

Evang.-ref. Kirchgemeinde Klosters-Serneus
Kirchgemeindepäsident Martin Kessler
Risweg 9
7252 Klosters Dorf

martin.kessler@klosters-reformiert.ch

Tel. 081 422 50 33

www.klosters-reformiert.ch

Lästige Sünde

Kaum etwas haftet so hartnäckig an der reformierten Theologie wie die Sünde. Für die Reformatoren Luther, Zwingli und Calvin war sie zentral. Für viele Christinnen heute ist sie dagegen kaum mehr als lästiger Ballast. Weg damit, fordert deshalb auch Klaas Huizing in seinem Essay *Schluss mit Sünde!*

Hans Jürgen Luibl

Die Rede von der Sünde ist aus der Zeit gefallen. Sie ist gequälter Ausdruck einer tiefen Lebensverbiesterung, die nicht in die spass- und lustorientierte Moderne passen will. Deshalb muss jetzt Schluss mit ihr sein – so lautet das provokante Fazit von Klaas Huizing. Mit seinem jüngsten Buch legt der Theologe und Philosoph einen Versuch vor, beim Nachdenken über die Sünde neue Wege zu beschreiten. Wie bereits in seinen bisherigen Fachbüchern und Romanen entzündet er dabei ein regelrechtes Feuerwerk an Worten und Ideen.

Huizings Ziel ist klar: Eine neue Reformation muss her. Eine, die es den Menschen erlaubt, sich endlich vom lästigen Sündenmonster loszusagen. Denn dieses steht quer zu jener Befreiung, die mit der ersten Reformation in die Welt gekommen ist. Die Frage nach ihrem Erfolgsrezept stellt Huizing denn auch an den Anfang seiner Ausführungen.

Die Antwort liegt für ihn in einer gelungenen Wissenskonzentration. Ein Blick auf die Geschichte zeigt, wie das Wissen immer wieder angestiegen ist. Es füllte Bücher und Bibliotheken, wo es Experten und Gelehrte brauchte, um es zu verwalten. Allerdings kam es auch immer wieder zu Reduktionen und Konzentrationen auf das Wesentliche – so geschehen in der Reformation. Nach Huizing war das gesamte Wissen der Kirche mit der Bibel als Zentrum im hohen Mittelalter fest in den Händen priesterlicher Ausleger. Gemäss den Reformatoren spricht die Bibel – Gottes Wort – aber direkt den Menschen an, ohne kirchlichen Vormund.

Darin lag das Reduktionsprogramm der Reformation, die Verschlankung, wie Huizing es nennt. Und darin lag auch ihr revolutionäres Potenzial: Die Reformation demokratisierte das religiöse Wissen und entmachtete die Eliten. Sie machte das Volk zum Träger des Wissens und ermöglichte so gesellschaftlichen Fortschritt. Das Elitebashing ging in Bildungsarbeit über, so der Autor. Aus der Bibelübersetzung, bei der Luther dem Volk aufs Maul geschaut hatte, wurde demnach ein Alphabetisierungsprogramm, und die Schulen wurden zu Orten eines neuen Welt- und Gottvertrauens.

Zu all dem passt die Sünde nicht, konstatiert Huizing. Denn Sünde blockiert – Freude, Kreativität, Fortschritt und Erkenntnisgewinn. Als Beispiel dafür nennt er den niederländischen



Schriftsteller Maarten 't Hart, der sich gegen seine calvinistische Erziehung und das ihm dabei vermittelte Menschenbild auflehnte. «Alles, was von Menschenhand geschaffen wurde, ist von der Sünde befleckt. Auch die Musik von Bach und Mozart ist von Sünde durchzogen», lässt er beispielsweise seine Mutter in einem seiner Romane sagen.

Luther war, was die Lebensfreude angeht, zwar wenig sündenlastig, mochte er doch Musik und gutes Essen und bejahte die Sexualität. An der Sünde als Vorstellung hielt aber auch er fest. Damit gab der Reformator den Rahmen vor, in dem das Leben gedeutet wurde. Sollte die Lehre von der Rechtfertigung des Sünders eigentlich entstressen, wurde zunächst die Sünde grossgemacht. Und während man diese früher in der Beichte noch entsorgen konnte, entfiel diese Möglichkeit nun zunehmend. Sünde wurde zum Dauerstress.

Dass die Reformierten ihren alten Sündenkomplex nie ganz ablegen konnten, illustriert der Autor in einem Kapitel über das Leben und Denken von Charlotte von Kirschbaum. Diese war Lebensbegleiterin des Theologen Karl Barth – neben seiner Frau. Damit lebte sie in ungewöhnlicher evangelischer Freiheit. Und so sehr sie auch eigenständige Theologin war, setzte sie ihre Freiheit theologisch nie um. Dass es neben der Ehe zwischen Mann und Frau noch andere Lebensformen geben kann, war für sie Sünde und daher indiskutabel.

Huizing tut in seinem Buch genau das, was er an der Reformation so bewundernswert findet: Er reduziert. Auf den 128 Seiten streicht er heraus, was ihm an der reformierten Tradition unevangelisch erscheint – allem voran die Sünde. Dabei allerdings verfängt sich der Autor selbst in ihrem Netz. Kann man mit der Sünde heute wirklich noch moderne Menschen erschrecken? Im Glaubensalltag hat sich die Rede von der Sünde – Gott sei Dank – überholt. Statt von Sündenmächten zu reden, singen wir lieber das Osterlied: «Steh aus dem Grab der Sünden auf und such ein neues Leben.»

Klaas Huizing: *Schluss mit Sünde! Warum wir eine neue Reformation brauchen.* Kreuz, Hamburg 2017; 128 Seiten; 22.90 Franken.

Hans Jürgen Luibl ist Theologe und Medienwissenschaftler.

reformierte kirche wangen-brüttiseller

Die Kirchgemeinde Wangen-Brüttisellen ist mit ihren rund 2100 Mitgliedern eine attraktive Kirchgemeinde in der Agglomeration Zürich. Zur Ergänzung unserer ordentlichen 100% Pfarrstelle suchen wir per sofort oder nach Vereinbarung

eine Pfarrerin oder einen Pfarrer 30% für den Bereich Jugendliche, Kinder und Familien

Zu Ihren Aufgaben gehören:

- Konfirmandenunterricht, Konflager
- Begleitung der Angebote im Kinder- und Jugendbereich
- Gottesdienste (Schwerpunkt Familiengottesdienste) und einzelne Kasualien

Was uns wichtig ist:

- Ihre Stärken liegen in der Kommunikation und im Umgang mit Jugendlichen
- Sie sind liberal und weltoffen
- Sie sind kontaktfreudig, kommunikativ, team- und dialogfähig

Wir bieten Ihnen:

- Eine engagierte Kirchenpflege
- Einen teamorientierten Pfarrkollegen
- Motivierte Mitarbeitende und ein Sekretariat, welches Sie administrativ unterstützt
- Eigenes Büro im Gemeindeteil Brüttisellen

Mehr Informationen zu unserer Kirchgemeinde finden Sie auf www.ref-wangen-bruettsellen.ch

Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung mit den üblichen Unterlagen bis 12. März 2018 an: Kirchgemeinde Wangen-Brüttisellen, Vermerk Pfarrstelle, Hegnastrasse 36, 8602 Wangen oder via E-Mail an petra.kreinz@zh.ref.ch

Für weitere Auskünfte und zur Beantwortung von Fragen stehen Ihnen gerne zur Verfügung:
Katharina Lamprecht Baltensperger, Präsidentin Pfarrwahlkommission, Tel. 044 833 15 22
oder Christina Beck, Präsidentin Kirchenpflege, Tel. 044 833 26 08.

bref

Das Magazin der Reformierten

Hinweis des Inrateservice:

Anzeigenschluss für die nächste Ausgabe ist am Freitag, 23. Februar 2018, 12 Uhr.

Den Inrateservice erreichen Sie telefonisch unter 044 299 33 20 und per E-Mail: inrate@brefmagazin.ch

Gemeindeleben gestalten



reformierte kirchgemeinde
büren an der aare & meienried

Sind Sie unsere neue Pfarrperson, die Ideen und Engagement einbringt und unser Gemeindeleben mitgestaltet?

Die Kirchgemeinde Büren an der Aare und Meienried sucht

eine Pfarrerin/einen Pfarrer

60–80%, ab 1. August 2018 oder nach Vereinbarung

Die Stellenausschreibung finden Sie unter www.kirche-bueren.ch



Evangelisch-reformierte Kirchgemeinde Wartau

Wir sind eine ländliche, herrlich gelegene und attraktive Gemeinde mit mehreren Ortschaften und Weilern im St. Galler Rheintal und zählen rund 2000 Mitglieder. In Folge eines Stellenwechsels suchen wir ergänzend zu unserem bestehenden Team (Pfarrehepaar und Jugendarbeiterin) per sofort oder nach Vereinbarung

Pfarrer / Pfarrerin 70–100%

Die Schwerpunkte Ihrer Arbeit sind

- die Weiterentwicklung der Jugendarbeit in vielfältiger Form
- die Unterrichtung von Konfirmanden bis zur Konfirmation
- Religionsunterricht
- die üblichen pfarramtlichen Tätigkeiten
- eine gelebte Ökumene

Wir freuen uns auf eine Persönlichkeit, die

- Jugendarbeit als Herzensangelegenheit versteht
- ein Theologiestudium mit evangelisch-reformierter Ausrichtung abgeschlossen hat
- flexibel und bereit ist, in einem bestehenden Team mitzuarbeiten
- bereit ist, Bewährtes zu erhalten und neue Ideen zu entwickeln
- kontaktfreudig ist und sich aktiv am Dorfleben beteiligt

Sie finden bei uns

- eingespielte Strukturen mit aktiver Kirchenvorsteherschaft, motivierte Freiwillige und ein gut organisiertes Sekretariat
- eine lebendige Gemeinde mit aktivem Vereinsleben
- ein schönes Pfarrhaus an ruhiger Wohnlage

Ihre Bewerbung mit Foto richten Sie bitte an den Präsidenten der Pfarrwahlkommission Herrn Thomas Zürcher, Sekretariat, Kirchgass 1, 9478 Azmoos, sekretariat@ref-wartau.ch

Nähere Auskünfte erteilt Ihnen der Präsident der Kirchenvorsteherschaft Herr Martin Graf, Tel. 081 740 25 53, m.graf@ref-wartau.ch

Vom Kalifat als Zankapfel



Der britische Arabist Hugh Kennedy hat ein höchst interessantes Buch über die Geschichte des Kalifenamtes geschrieben. Es lässt sich leicht lesen und auch ohne besondere Kenntnisse über den Islam gut verstehen. Seine grosse Stärke ist nicht allein die hervorragende Kenntnis der Quellen seitens des Autors, sondern auch seine Absicht, die reiche Tradition dieses Amtes

deutlich zu machen. Kennedy betont immer wieder: So wenig wie es ein einheitliches christliches Kaiser-, Zaren- oder Papsttum gegeben hat, habe es je das Kalifat gegeben. Vielmehr zeige die Geschichte, «dass es viele verschiedene Arten von Kalifen gab, kriegerische, fromme, intellektuelle, vergnügungssüchtige, inkompetente, grausame und tyrannische. Sie alle sind Teil der Kalifentradition.» Mehr noch: es gab nicht nur höchst unterschiedliche Kalifen, sondern sie stiessen zu allen Zeiten auf mehr oder weniger Ablehnung unter Muslimen.

Nie gab es einen Kalifen, der die Zustimmung aller Muslime fand. Im zehnten Jahrhundert gab es sogar drei rivalisierende Kalifen gleichzeitig: den Abbasiden-Kalifen in Bagdad, den Umayyaden-Kalifen in Córdoba sowie einen schiitischen Kalifen in Kairo. Die Vielfalt und Rivalität hat mit unterschiedlichen Antworten auf drei Grundfragen zur Idee des Kalifats zu tun, die Kennedy herausgearbeitet hat. Denn zu allen Zeiten und bis heute sind muslimische Gelehrte uneins darüber, wie zunächst ein Kalif zu wählen und wer ein geeigneter Kandidat für dieses Amt sei. Soll der Kalif von allen Muslimen oder von einem Gremium oder von einer einzelnen Autorität gewählt werden? Oder soll er von Gott selbst bestimmt werden? Muss der Kalif ein direkter Nachkomme des Propheten Mohammed sein oder nicht? Soll er der frömmste, der angesehenste oder vielleicht der mächtigste Mann sein?

Die zweite Grundfrage, die Kennedy behandelt, lautet: Was genau ist ein Kalif? Ist er eine Art Stellvertreter Gottes auf Erden, ähnlich dem katholischen Papst, oder nur der Nachfolger des Propheten Mohammed? Das arabische Wort «khalifa» enthält beide Bedeutungen. Damit verbunden sind Fragen nach den Aufgaben eines Kalifen, was seine Befugnisse und die legitimen Formen seiner Machtausübung sind.

Und drittens: auf der Basis welcher Quellen und Beispiele beziehungsweise historischer Vorbilder sollen alle diese Fragen entschieden werden? Und wie sollen diese Quellen überhaupt ausgelegt werden? Schon die historischen Umstände der ersten drei Jahrzehnte nach dem Tod Mohammeds, die zur Wahl von vier Kalifen führten und die von Sunniten, Schiiten und Charidschiten bis heute unterschiedlich bewertet werden, zeigt und belegt zugleich das Dilemma des Kalifats.

Der letzte Kalif mit nennenswerter Gefolgschaft war der osmanische Kalif Abdülmecid II. 1924 wurde er abgesetzt und das Kalifenamt von Mustafa Kemal abgeschafft. Seither hat keiner, so Kennedy, «der Anspruch auf das Kalifat erhob, je wieder eine breite, allgemeine Anerkennung in der muslimischen Welt gefunden». Schon gar nicht der selbsternannte Kalif des sogenannten Islamischen Staats.

Hugh Kennedy: *Das Kalifat. Von Mohammeds Tod bis zum «Islamischen Staat»*. C.H. Beck, München 2017; 367 Seiten; 39,90 Franken.

Der Rezensent Martin Bauschke ist Theologe und Religionswissenschaftler. Diese gekürzte Rezension ist erstmals in *zeitzeichen* 01/2018 erschienen.

Inklusion weitergedacht



Die gesellschaftliche Beteiligung von Menschen mit Behinderung ist «eine zwiespältige Aufgabe», bewegt sie sich doch im Spannungsfeld von «Vereinnahmung und Überbetonung der Differenz». So schreiben es die Theologen Michaela Geiger und Matthias Stracke-Bartholmai in ihrem Sammelband *Inklusion denken*. Dennoch nähert sich das Buch dem Thema gleich von mehreren Seiten – und weitet den Begriff Inklusion auch auf andere Menschengruppen und Themengebiete aus. So befasst sich beispielsweise ein ganzes Kapitel mit der Inklusion als ökumenischer Vision.

In zwei anderen Kapiteln wird das Thema theologisch und von der Bibel her betrachtet. Deutlich wird die Spannung der Aufgabe Inklusion im Beitrag über das Matthäusevangelium, in dem auch eine Theologin mit Behinderung zu Wort kommt. Besonders Heilungsgeschichten ärgern sie, weil darin Krüppel, Lahme und Blinde «per Wunder zum Status der Normalen emporgeholt werden» müssen. Und auch Nils Neumann fragt in seinem Beitrag, ob Menschen mit Handicap durch die explizite Zuwendung im Lukasevangelium nicht noch viel stärker stigmatisiert werden.

Inklusion denken ist eine bereichernde Lektüre für alle, die schon mit dem Thema vertraut sind. Darüber hinaus bietet der Band auch kreative Impulse für die praktische Arbeit.

Michaela Geiger, Matthias Stracke-Bartholmai (Hg.): *Inklusion denken. Theologisch, biblisch, ökumenisch, praktisch*. Kohlhammer, Stuttgart 2018; 310 Seiten; 38 Franken.

Der Rezensent Tobias Zehnder ist Redaktor bei *bref*.



Unsere Kirchgemeinde an der Stadtgrenze zu Basel sucht per Herbst/Winter 2018 oder nach Vereinbarung

eine Pfarrerin oder einen Pfarrer für eine ordentliche 100%-Pfarrstelle.

Wir sind eine grosse Kirchgemeinde mit einem abwechslungsreichen Gemeindeleben, in welchem nicht immer alles gradlinig verläuft. Das Seelsorgeteam besteht aus vier Pfarrern (-innen) und drei Sozialdiakonen (-innen). Es wird unterstützt durch viele ehrenamtliche und freiwillige Mitarbeitende.

Interessiert? Dann besuchen Sie uns auf www.kgbb.ch, wo Sie nähere Informationen zur Pfarrstelle finden.

Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung, die uns bis zum 15. April 2018 auf elektronischem Weg unter bewerbung@kgbb.ch erreicht.

Auskunft geben Ihnen gerne Pfarrerin Stéphy Zwicky Vicente, Tel. 061 421 12 60, steph.zwicky@kgbb.ch, oder die Präsidentin der Pfarrwahlkommission Daniela Starke, Tel. 061 423 01 85, dkstarke@gmail.com.

bref

Das Magazin der Reformierten

Bestellen



Falls Sie sich fragen, ob Spenden Sinn macht, fragen Sie ihn.

www.fragen-sie-ihn.ch



Im Kleinen Grosses bewirken.
PC 80-1115-1 www.heks.ch

Goodwill

reformierte kirche zollikon



Die attraktive Gemeinde mit den Ortsteilen Zollikon und Zollikerberg zählt rund 4100 reformierte Mitglieder. Ein Team von drei Pfarrpersonen, sieben Mitgliedern der Kirchenpflege und zwölf Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern engagiert sich für ein lebendiges Gemeindeleben.

Auf 1. August 2018 oder nach Vereinbarung suchen wir aufgrund der Pensionierung des bisherigen Stelleninhabers eine/-n erfahrene/-n

Sozialdiakonin / Sozialdiakon (80–100%)

Ihre Aufgaben sind

- Führen und Weiterentwickeln des Bereichs «Sozialdiakonie»
- Andachten halten in Wohn- und Pflegezentren, aufsuchende Seelsorge zu Hause und in den Pflegeinstitutionen
- Anlässe, Aktivitäten, Ferien und Ausflüge planen und durchführen mit Schwerpunkt in der Altersarbeit und Erwachsenenbildung
- Förderung von Gemeinschaft und Spiritualität in der Kirchgemeinde
- Vernetzung lokal und regional
- Entwicklung und Umsetzung von neuen Projekten in der Altersarbeit mit Einbezug von Freiwilligen

Sie bringen mit

- Diplom in sozialer Arbeit (HFS/FH) oder gleichwertige Ausbildung
- Weiterbildung in Gerontologie und/oder Gemeinwesenarbeit und idealerweise eine theologische Weiterbildung
- Berufserfahrung aus Institutionen sowie kirchliche Erfahrungen
- Verwurzelung in der reformierten Landeskirche
- Interesse und Freude an der Altersarbeit
- Initiative, Freude am Kontakt mit Menschen, Interesse und Offenheit für soziale Fragen, Selbständigkeit, Belastbarkeit und Organisationstalent

Wir bieten Ihnen

- eine lebendige, für neue Wege offene Kirchgemeinde
- abwechslungsreiche, herausfordernde (Führungs-)aufgaben
- die Chance, neue Projekte zu planen und umzusetzen
- Zusammenarbeit mit Pfarrteam und Kirchenpflege
- einen modernen Arbeitsplatz
- Anstellungsbedingungen gemäss den landeskirchlichen Richtlinien

Nähere Auskünfte erteilen Ihnen gerne Alex Kohli, Sozialdiakon, Tel. 079 778 62 12, und Hans Heinrich Knüsli, Mitglied der Kirchenpflege, stv. Leiter Ressort Diakonie und Erwachsenenbildung, Tel. 079 917 02 41.

Ihre vollständigen Bewerbungsunterlagen richten Sie bitte in elektronischer Form bis zum 7. März 2018 an Hans Heinrich Knüsli, hansheinrich.knuesli@ref-zollikon.ch.

Wir freuen uns auf Sie! Weitere Informationen entnehmen Sie bitte www.ref-zollikon.ch.

Stadt Zürich kürzt Gelder für interreligiösen Dialog

Das Zürcher Institut für interreligiösen Dialog (ZIID) erhält jährlich noch 100 000 Franken von der Stadt. Dies hat der Gemeinderat an seiner Sitzung vom 31. Januar entschieden. Das Stadtparlament lehnte damit den Vorschlag des Stadtrats ab. Dieser wollte die Arbeit des Instituts bis 2021 weiterhin mit jährlich 140 000 Franken unterstützen. Das ZIID vermittelt Wissen über Religionen und will damit den Dialog in einer multikulturellen Gesellschaft fördern. Die Stiftung deckt ihre Ausgaben neben den Einnahmen aus Veranstaltungen mehrheitlich durch Spenden. Von der Reformierten Kirche Kanton Zürich erhält das ZIID jährlich 75 000 Franken.

Empfehlung des Kirchgemeindevandes

Berner Pfarrer sollen nicht mehr in die Synode

Ab 2020 werden die Berner Pfarrerinnen nicht mehr beim Kanton angestellt sein, sondern bei den Landeskirchen. Grund genug für den Kirchgemeindevand, die Kirchgemeinden zu warnen: Wie die Zeitung *Der Bund* in ihrer Ausgabe vom 9. Februar berichtete, empfahl der Verband seinen Mitgliedern in einem Brief, bei der Wahl der Pfarrer in die Synode künftig Vorsicht walten zu lassen. Der Einsitz von Angestellten der Landeskirche im Kirchenparlament werfe Fragen im Hinblick auf die Interessenvertretung auf. Nicht informiert über den Brief wurde der Berner Pfarrverein – und damit die angesprochenen Pfarrer. Über den Alleingang ärgerte sich Michael Graf, Präsident des Pfarrvereins. «Der Verband hat hinter dem Rücken von Kirchendirektion, Synodalarat und Pfarrverein den Verdacht in den Raum gestellt, Pfarrerinnen könnten ab Herbst 2018 die Kirchgemeinden weniger loyal vertreten als in den letzten hundert Jahren. Das ist inhaltlich absurd und vom Vorgehen her nicht gerade mutig», sagte er gegenüber *ref.ch*.

«Verzichtet auf die moralische Überhebung – auch wenn es das Schwierigste am Fasten ist.»

Matthias Drobinski, katholischer Theologe und Germanist, in einem Kommentar in der *Süddeutschen Zeitung* vom 13. Februar.

Abschaffung der Volkswahl

Luzerner Pfarrer fordern Kompromiss beim Personalgesetz

An der Synode vom 14. März beraten die Luzerner Reformierten ein neues Personalgesetz. Der Entwurf hat bereits vor der ersten Lesung für Aufregung gesorgt: Er sieht vor, dass alle kirchlichen Mitarbeiter künftig öffentlichrechtlich angestellt werden. Pfarrerinnen würden demnach ausschliesslich vom Kirchenvorstand eingestellt und entlassen. Damit wäre auch die traditionelle Volkswahl der Pfarrer Vergangenheit.

Nachdem die Pfarrschaft gegenüber *bref* bereits Kritik geäußert hat (siehe Nr. 1/2018), wird sie nun auch politisch aktiv. In einem mehrseitigen «dringlichen Appell» an seine Mitglieder präsentiert das Pfarrkapitel einen Gegenvorschlag zum Gesetzesentwurf. Demnach sollen Gemeindepfarrer künftig von der Kirchgemeindeversammlung auf unbestimmte Zeit gewählt werden und anschliessend eine unbefristete öffentlichrechtliche Anstellung erhalten. Zudem sollen sie bei Kündigung innerhalb von 30 Tagen verlangen dürfen, dass diese der Kirchgemeindeversammlung vorgelegt werde.

Pfarrer Beat Hänni, der den Appell mitunterzeichnet hat, bezeichnet den Vorschlag als Kompromiss. «Wir sind der Meinung, dass eine öffentlichrechtliche Anstellung und die Volkswahl vereinbar sind. In der St. Galler Landeskirche gibt es bereits ein solches Modell. Zusätzlich werden wir unseren Vorschlag rechtlich prüfen lassen.» Hänni kann die Motivation des Synodalarats grundsätzlich nachvollziehen.

«Im bisherigen System war es relativ schwierig, einen Pfarrer, der seinen Dienst nicht oder nur ungenügend versah, wieder loszuwerden. Aber mit dem Gesetzesentwurf schüttet der Synodalarat das Kind mit dem Bade aus.» Auch theologisch sei der Entwurf nicht haltbar, sagt Hänni. «Nach reformatorischem Verständnis entscheidet die Kirchgemeinde über die Lehre. Das heisst, die Pfarrwahl kann nicht einfach an eine Behörde delegiert werden.»

Das Dokument des Pfarrkapitels wurde an alle Pfarrerinnen des Kantons geschickt – mit der Aufforderung, es an die Synodalen weiterzuleiten. Damit über das Geschäft beraten wird, muss ein Synodalarat beim Kirchenparlament einen Antrag einreichen. Über Umwege hat auch der Synodalarat vom Appell Kenntnis genommen. Dort will man jedoch nicht Stellung nehmen. «Wir sind ja auch nicht der Adressat des Appells, aber es ist das Recht des Pfarrkapitels, sich für sein Anliegen einzusetzen», sagt Synodalaratspräsidentin Ursula Stämmer-Horst. Klar sei aber, dass der Antrag verfassungskonform sein müsse. «Die neue Verfassung, auf der das Personalgesetz basiert, ist per Januar 2017 in Kraft getreten. Am Grundsatz, dass die Arbeitsverhältnisse aller kirchlichen Mitarbeitenden neu auf einer öffentlichrechtlichen Anstellung beruhen, lässt sich nicht mehr rütteln.» Nach der ersten Lesung soll das neue Gesetz in der Synode vom 30. Mai verabschiedet werden und per 1. Januar 2019 in Kraft treten.

Heimito Nollé

Unsere vielfältige Kirchgemeinde besteht aus knapp 5000 Mitgliedern. Vier Pfarrpersonen teilen sich 270 Stellenprozent. 30 Mitarbeitende und über 200 Freiwillige bringen sich engagiert ein. Gottesdienste werden an zwei Standorten, in Illnau und Effretikon, gefeiert.

Wir suchen zwei Pfarrpersonen, die alle Aufgaben eines Pfarramtes übernehmen können, sich als Teamplayer verstehen, sich aber auch spezialisieren wollen und dafür begabt und motiviert sind.

Sie sind in der reformierten Landeskirche und im Glauben an Jesus Christus verwurzelt und verstehen es, die biblische Botschaft verständlich und lebensnah zu verkündigen. Sie haben eine Leidenschaft für Menschen – auch für jene ausserhalb der Kirche - und können leicht zu verschiedenen Personengruppen in Beziehung treten. Sie bringen eine hohe Sozialkompetenz und Teamfähigkeit mit. Ausserdem verstehen Sie es, uns durch Glaubensschulung zum Glaubenswachstum anzuleiten.

Zwei Pfarrstellen, insgesamt 140%

Stellenantritte zwischen Januar und Juni 2018 erwünscht.

Allgemeine Aufgaben sind

- Durchführung von Gottesdiensten in verschiedenen Stilrichtungen
- Ausarbeitung, Organisation und Durchführung von Bildungsangeboten
- Seelsorge und Kasualien
- Engagierte Zusammenarbeit mit Konvent und Kirchenpflege
- Förderung der leitenden Freiwilligen

Spezifische Aufgaben Profil 80%

- Gottesdienstschwerpunkt modern
- Schwerpunkt Erwachsenenbildung
- Arbeit mit Migranten in Zusammenarbeit mit bestehendem Team
- Mögliche Leitung des Konvents
- Gemeindeaufbau und Leitung
- Mitarbeit bei Strategieentwicklung und deren Umsetzung

Profil und Erwartungen

Als Führungspersönlichkeit haben Sie einen visionären Blick für die Gemeinde und fördern die Zusammenarbeit unter den Mitarbeitenden.

Auskünfte

Armin Bachmann, Präsident Pfarrwahlkommission, 079 773 01 02

Wir sind eine offene, vielfältige, projektorientierte, experimentierfreudige Kirchgemeinde. Suchen Sie eine neue Herausforderung? Dann bewerben Sie sich bei uns und gestalten Sie mit.

Spezifische Aufgaben Profil 60% (als Ergänzungspfarrstelle)

- Gottesdienstschwerpunkt traditionell
- Ausarbeitung, Organisation und Durchführung von Anlässen in den Bereichen Diakonie und Erwachsenenbildung, auch niederschwellige Einstiegsangebote
- Schwerpunkt Diakonie unter anderem Arbeit mit der Altersgruppe 55+
- Geschlechterspezifische Angebote

Profil und Erwartungen

Durch Ihre Beziehungsfähigkeit knüpfen Sie leicht Kontakt zu verschiedenen Personengruppen in unterschiedlichen Lebenslagen und mit unterschiedlichen Glaubensverständnissen und begleiten sie.

Wir bieten

- Motivierte Kirchenpflege, Konvent und Mitarbeitende
- Innovative Kirchgemeinde, die Ideen und Projekte fördert
- Gute Infrastruktur
- Pfarrhaus nach Bedarf
- Anstellungsbedingungen entsprechend der kantonalen Richtlinien

Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung inkl. Wahlfähigkeitszeugnis und Ordinationsurkunde per Mail bis 9. März 2018 an armin.bachmann@zh.ref.ch

www.ref-ilef.ch

Mobbingvorwürfe gegen Basler Gellertkirche

Die Wochenzeitung *Tageswoche* hat in einem Artikel vom 25. Januar der reformierten Basler Gellertkirche vorgeworfen, mit einer rigiden Sexualmoral Jugendliche unter Druck gesetzt zu haben. So sagte eine junge Frau gegenüber der Zeitung, sie sei von einer Jugendarbeiterin gedrängt worden, auf Sex vor der Ehe zu verzichten. Andere Besucher berichteten, Schwulen und Lesben sei mitgeteilt worden, sie seien aufgrund ihrer sexuellen Orientierung von bösen Kräften besessen. Die Gellertkirche distanzierte sich in einer Mitteilung vom 31. Januar von den Vorwürfen. Sie stehe allen Menschen «unabhängig von Geschlecht, sexueller Ausrichtung oder moralisch-ethischen Vorstellungen» offen, heisst es in der Mitteilung.

Weihnatskollekte

Basler Reformierte spenden für Gassenküche

Insgesamt 21 soziale Institutionen des Kantons Basel-Stadt erhalten zwischen 1000 und 3000 Franken aus der Weihnachtskollekte, teilte die Evangelisch-reformierte Kirche Basel-Stadt am 1. Februar mit. Unterstützt werden zum Beispiel die Gassenküche Basel, die Opferhilfe beider Basel und die Wärmestube Soup & Chill. Wie jedes Jahr habe die Kirche auch im Dezember 2017 die Basler Bevölkerung zu Spenden zugunsten der Weihnachtskollekte «Lass mich nicht allein!» aufgerufen. Zusammen mit der Gemeindegollekte vom Weihnatsstg in allen Kirchen seien dabei 36 842 Franken zusammengekommen.

Schweigepflicht verletzt

Bedingte Geldstrafe für Ex-Gefängnisseelsorger

Das Bezirksgericht Zürich hat am 7. Februar einen ehemaligen Gefängnisseelsorger der Berner Strafanstalt Thorberg verurteilt. Das Gericht sah es als erwiesen an, dass der Mann das Amts- und Berufseheimnis verletzt hatte, als er im Mai 2017

gegenüber der Zürcher Kantonspolizei Aussagen über einen Ex-Häftling machte. Die Polizei hatte nach dem 54-jährigen gefahndet und sich bei dem Seelsorger und dessen Frau, die beide den Mann während 25 Jahren beruflich und privat betreut hatten, nach dem Gesuchten erkundigt. Daraufhin gab der Seelsorger vertrauliche Informationen zu einer Straftat preis, die bereits aus dem Strafregister gelöscht war. Der pensionierte Pfarrer erhielt dafür eine bedingte Geldstrafe von 40 Tagessätzen zu je 250 Franken. Die Probezeit beträgt zwei Jahre. Die ebenfalls angeklagte Ehefrau wurde freigesprochen. Die Theologin war nie offiziell in der Strafanstalt angestellt und hatte nur als Privatperson Kontakt zum Ex-Häftling.

Abstimmung vom 4. März

Kirchliche Front gegen No-Billag-Initiative

Gegen die No-Billag-Initiative haben weitere Landeskirchen und kirchliche Organisationen die Nein-Parole beschlossen. So lehnen die Schweizerische Evangelische Allianz sowie die Kirchenräte von St. Gallen, Graubünden und Glarus das Volksbegehren ab. «Im dreisprachigen Kanton Graubünden wären die Konsequenzen der No-Billag-Initiative deutlich sichtbar», argumentiert beispielsweise der Kirchenrat der reformierten Landeskirche Graubünden in einer Medienmitteilung vom 8. Februar. «Die Stimmen der Minderheiten dürfen nicht aus der Öffentlichkeit verschwinden», so Kirchenratspräsident Andreas Thöny.

St. Gallen

Jungparteien wehren sich gegen Verhüllungsverbot

Die Jungsozialisten, die Jungen Liberalen und die Jungen Grünen haben am 29. Januar bei der St. Galler Staatskanzlei die Referendums-Unterschriften gegen ein kantonales Verhüllungsverbot eingereicht. Beim Verbot gehe es nur vermeintlich um die Befreiung der unterdrückten Frauen, sagen die Vertreter der Jungparteien. Tatsächlich sei das Verbot Teil einer Hetze gegen Muslime. Ende November hatte das Kantonsparlament dem

Verhüllungsverbot knapp mit 57 zu 55 Stimmen zugestimmt. SVP und CVP gaben dabei den Ausschlag. Es gehe um ein Zeichen «gegen den frauenfeindlichen religiösen Extremismus», hatten die Befürworter argumentiert.

Grosskirchgemeinde Zürich

Stadtverband schliesst Jugendfachstelle

Die Zürcher Fachstelle «Kirche und Jugend» hat sich im Bereich der Suizidnachsorge einen Namen gemacht. Auf Anfang 2018 wurde sie nun allerdings vom Reformierten Stadtverband aufgelöst. Dies berichtete der *Tages-Anzeiger* in seiner Ausgabe vom 1. Februar. Damit muss auch der Leiter der Fachstelle, Jörg Weisshaupt, gehen. Er kann den Entscheid gemäss der Zeitung nicht verstehen und will nun nach privaten Geldgebern für seine Arbeit suchen. Laut Martin Peier, Geschäftsführer des Stadtverbandes, wurde die Fachstelle nur deshalb aufgehoben, weil der gesamte Stadtverband im Zuge der Reform zu einer einzigen Grosskirchgemeinde auf Anfang 2019 aufgelöst werde. Man habe lange vergeblich nach einem Weg gesucht, die Aufgaben der Fachstelle in anderer Form in den Reformprozess einzugliedern. Die neue Kirchgemeinde Zürich werde aber die Suizidnachsorge im Rahmen der Seelsorge weiter anbieten.

Sterbehilfe

Exit verzeichnet 2017 10 000 neue Mitglieder

Ihre Mitgliederzahl sei im vergangenen Jahr auf über 110 000 gestiegen, schreibt die Sterbehilfeorganisation Exit in einer Mitteilung vom 13. Februar. Über 10 000 Menschen seien der Organisation 2017 beigetreten. 734 Menschen hat sie gemäss Mitteilung 2017 in den Tod begleitet, elf mehr als 2016. Insgesamt habe Exit letztes Jahr 3500 Anfragen für Freitodbegleitung erhalten und bei rund 1000 Mitgliedern eine Begleitung abgeklärt. Im Vergleich zu den drei Vorjahren hat sich laut Exit das Verhältnis der Geschlechter leicht verschoben. So stieg der Anteil der begleiteten Frauen auf 60 Prozent. 2014 bis 2016 waren es durchschnittlich 55 Prozent.

Die Reformierte Kirchgemeinde Zofingen (bestehend aus den Kirchkreisen Zofingen, Stregelbach und Vorderwald) sucht infolge Nachfolgeregelung auf Januar 2019 oder nach Vereinbarung

eine /-n Pfarrer /-in, 60–100% (mit Schwerpunkt Kirchkreis Zofingen)

Ihre Hauptaufgaben

- Ausübung aller pfarramtlichen Tätigkeiten wie Gottesdienste, Kasualien und Seelsorge in der Kirchgemeinde Zofingen
- Bildung, Spiritualität und Ökumene
- Mitarbeit kirchlicher Unterricht
- Bereichsübergreifende Zusammenarbeit mit Mitarbeitenden der Kirchgemeinde Zofingen

Ihr Profil

- Sie haben ein abgeschlossenes Studium und sind im Kanton Aargau wählbar
- Sie knüpfen leicht Kontakte mit Menschen aller Altersstufen
- Sie sind es gewohnt selbständig und im Team sowie bereichsübergreifend zu arbeiten
- Sie begegnen Veränderungen offen und passen sich flexibel neuen Ausgangslagen an
- Sie zeigen Initiative und können Ideen umsetzen
- Sie stehen für eine klare, lebensnahe Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus und leben den christlichen Glauben offen und engagiert

Bei uns in der Kirchgemeinde erwartet Sie

- eine lebendige Kirche mit einem vielseitigen Angebot
- ein motiviertes Team von freiwilligen Mitarbeitenden und Angestellten
- Raum für Innovation und neue Impulse
- eine partnerschaftliche Zusammenarbeit im Kollegium der Kirchgemeinde Zofingen
- eine Pfarrwohnung und Amtsräume in der Altstadt Zofingen

Haben wir Ihr Interesse geweckt?

Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung. Neben den üblichen Unterlagen (Lebenslauf, Arbeitszeugnisse, Diplome und Foto) bitten wir Sie um eine schriftliche Stellungnahme zu Ihren Ideen und Visionen betreffend den Hauptaufgaben sowie den Schwerpunkten, die Sie setzen möchten.

Auskünfte

Hansruedi Tüscher, Kirchenpflege Ressort Personal,
079 215 72 77

Bewerbung

Bitte via Email an sekretariat@ref-zofingen.ch

SUCHEN SIE EINE NEUE AUFGABE?

Infolge Pensionierung des jetzigen Mitarbeiters bieten wir Ihnen ab 1. August 2018 eine Stelle als

Diakon oder Diakonin (90–100%) an.

Was Sie erwartet

In dieser interessanten und abwechslungsreichen Aufgabe in Rapperswil-Jona sind Sie für folgende Bereiche verantwortlich:

- Programm für die Generation 60+
- Seelsorge und Verkündigung in den Altersinstitutionen
- Koordination und Förderung der Freiwilligenarbeit
- Diakonische Projekte
- Religionsunterricht auf verschiedenen Stufen
- Sozialberatung

Einen detaillierten Aufgabenbeschrieb können Sie bei Margrit König (Adresse am Ende des Inserats) anfordern.

Was Sie mitbringen

Sie verfügen über

- eine qualifizierte Ausbildung im Bereich Sozialdiakonie oder eine gleichwertige, von der St. Galler Kantonalkirche anerkannte Ausbildung und die Befähigung zum Religionsunterricht
- gute Kontakt- und Kommunikationsfähigkeiten
- eine gewandte Ausdrucksweise (mündlich und schriftlich)
- eine ausgewiesene Leitungs-, Coaching-, und Sozialkompetenz
- Teamfähigkeit sowie lösungsorientiertes Denken und Handeln
- Organisationsgeschick und Belastbarkeit

Sie sind flexibel und innovativ und möchten die weitere Entwicklung der Kirchgemeinde mitgestalten.

Was wir bieten

- eine aktive Kirchgemeinde mit rund 6200 Kirchbürgerinnen und Kirchbürgern
- attraktive und moderne Infrastruktur
- eigenes Büro im Evangelischen Zentrum Rapperswil
- eine vielseitige und anspruchsvolle Tätigkeit mit grosser Eigenverantwortung
- Unterstützung durch ein engagiertes Mitarbeiterteam und ein professionelles Sekretariat.

Wie Sie sich bewerben

Wenn Sie Ihre berufliche Entwicklung längerfristig planen und in unserer Kirchgemeinde tätig sein wollen, freuen wir uns über Ihre Bewerbung an die Ressortverantwortliche Margrit König.

Persönlich, Margrit König, Evangelisch-reformierte Kirchgemeinde Rapperswil-Jona, Zürcherstrasse 14, 8640 Rapperswil

Weitere Auskünfte erteilt Ihnen gerne Margrit König, margrit.koenig@ref-rajo.ch, Tel. 078 732 69 72. Unsere Kirchgemeinde finden Sie auch unter www.ref-rajo.ch



Seit 8. Februar im Kino: *The Florida Project*

Im Schatten des Sonnenstaats

Mitten in der lichtdurchfluteten Traumwelt Orlando zu leben, unweit von Mickey & Co., muss vielen Kindern wie das Paradies erscheinen. Tatsächlich wohnt die sechsjährige Moonee zusammen mit ihrer Mutter Halley im «Magic Castle». Doch damit ist nicht etwa das Disney-Schloss gemeint, sondern ein heruntergekommenes Motel unweit der Hauptstrasse. Die arbeitslose Halley versucht mehr schlecht als recht mit dem Verkauf billiger Parfums und sexuellen Gefälligkeiten über die Runden zu kommen. Währenddessen zieht ihre vorlaute Tochter mit den anderen Kindern der umliegenden Motels durch die Gegend und treibt Unfug. Irgendwann klopft das Jugendamt an Halleys Tür.

Die Filme von Sean Baker (*Starlet*) sind zwar in verschiedenen Milieus angesiedelt, doch eines haben sie alle gemeinsam: ein hohes Mass an Authentizität. Auch in *The Florida Project* beginnt die Fassade der beliebten Tourismusdestination mit ihren grellen Attraktionen und bonbonfarbenen Souvenirshops schnell zu bröckeln. Baker fokussiert auf die Menschen, die inmitten des Sonnenstaats im Schatten stehen und jeden Tag ums Überleben kämpfen.

Dabei verliert sich der Regisseur jedoch nicht in Klischees über eine abhängige, sich nicht um ihr Kind sorgende Mutter. Auch erzählt er seine Geschichte nicht rührselig, sondern optimistisch und geradeheraus. Durch seinen fast dokumentarischen Stil und die gute Auswahl an erfahrenen Schauspielern – unter anderem Willem Dafoe in der Rolle des Hotelmanagers – und Laiendarstellern schafft der Film eine überzeugende Ehrlichkeit.

Sarah Stutte ist Filmjournalistin.

The Florida Project. USA 2017; Regie: Sean Baker;
Besetzung: Brooklynn Prince, Bria Vinaite, Willem Dafoe.

Wie Paracelsus die Reformation mitprägte

«Paracelsus – Arzt, Alchemist und eigenwilliger Mitdenker der Reformation», ein Vortrag von Pirmin Meier, Citykirche Zug, 22. Februar 2018, 20 Uhr

Theophrastus Bombast von Hohenheim, oder kürzer: Paracelsus, ist vor allem als Arzt, Alchemist und Astrologe bekannt. Als Zeitgenosse von Luther und Zwingli sympathisierte er aber auch mit reformatorischen Ideen. Der Aargauer Publizist und Historiker Pirmin Meier, der als Paracelsus-Kenner weit über die Schweiz hinaus bekannt geworden ist, stellt in seinem Vortrag in der Zuger Citykirche einen vielseitigen Denker, einen Philosophen der Leiblichkeit und Aussenseiter der Reformation vor.
www.citykirchезug.ch

Was Stars mit Heiligen gemeinsam haben

«Brauchen wir noch Vorbilder?», eine Diskussion zum Theaterstück *Geschichte einer Heiligen* nach Gabriel García Márquez, Theater Rigiblick Zürich, 28. Februar 2018, 18.30 Uhr

In der Erzählung *Geschichte einer Heiligen* des Literaturnobelpreisträgers Gabriel García Márquez trägt ein Vater seine jung verstorbene Tochter durch Rom, um sie heiligsprechen zu lassen. Als Einführung in die Theateradaption diskutieren der Regisseur Peter Schweiger und Christian Rutishauser, Provinzial der Schweizer Jesuiten, über Formen der Heiligenverehrung in der heutigen Zeit. Was haben Stars wie Roger Federer mit den alten Heiligen zu tun? Und brauchen wir überhaupt noch Vorbilder? Anmeldung bis am 21. Februar.
www.paulusakademie.ch

Warum wir eine neue Sprache brauchen

«Zur eigenen Sprache finden...», Vortrag und Gespräch mit der Bloggerin und *bref*-Kolumnistin Kübra Gümüşay, Kirche Wolfhalden AR, 11. März 2018, 14 Uhr

«Sprache kann die Welt zu einem Gefängnis machen, aber auch unendlich weit», schrieb die Aktivistin Kübra Gümüşay vergangenes Jahr in einem Essay für *bref*. Wie schwierig es ist, die eigene Sprache zu finden, davon berichtet Gümüşay am 11. März in der Kirche Wolfhalden. In einem ganz anderen Kontext stellte sich diese Frage auch Dietrich Bonhoeffer. Texte von ihm, musikalisch begleitet von einem Chor und Instrumental-Ensemble, bilden den zweiten Teil des Kulturachmittags in der Kirche.
www.kukkik.ch



Kaiser Ferdinand II. (1578–1637) bekämpfte nicht nur die Heuchler, wie auf diesem Bild von Pietro de Pomis aus dem Jahr 1614, sondern auch den Protestantismus mit eiserner Faust.



Austrias heilige Krieger

Mit der Reformation begann vor 500 Jahren auch die Gegenreformation. Was sie anrichtete, kann man in Österreich noch immer beobachten. Über Jahrhunderte wurden Protestanten von den katholischen Habsburgern gedemütigt, verfolgt und vertrieben. Bis heute spricht über dieses Unrecht kaum jemand.

Von Raoul Löbbert

Als sie merkt, das Ende ist nah, will Christina Pataki ihre Kinder Eva, Maria und Andreas noch einmal wissen lassen, dass es ihre Mutter gibt. Sie nimmt, was sie hat, rund fünfzig Gulden, und vertraut das Geld einem Kaufmann an. Er soll die Gulden mitnehmen nach Hause, ins mehr als dreihundert Kilometer entfernte Kärnten, und das Geld dort an ihre Kinder verteilen. Seit zwanzig Jahren hat Christina Pataki die drei nicht mehr gesehen. Das Haus Habsburg will es so. In Siebenbürgen, einer unterentwickelten Region am Rande des habsburgischen Imperiums, soll sie leben, getrennt von Heimat und Familie. Und dort stirbt sie wohl auch um das Jahr 1769.

Christina Pataki hat nichts verbrochen. Sie ist Protestantin. Aber das reicht damals in Österreich schon, um Kinder und Besitz zu verlieren und von Soldaten bewacht ins heutige Rumänien deportiert zu werden. Doch selbst dort, in Siebenbürgen, hofft Christina Pataki, Eva, Maria und Andreas wiederzusehen irgendwann. Dem Tode nah, schreibt sie ihnen am 28. Januar 1769 einen Brief: «Liebe Kinder, und ob ich schon in dieser welt, die gnad, eur angesicht zu sehen, nicht überkommen könne, so lebe ich tröstlicher zuversicht, das ich euch im jenner leben gewiss sehen werde und sagen möge: Herr, hier bin ich und die meinen, die du mir gegeben hast.»

Mit dem Brief von Christina Pataki könnte der Text an dieser Stelle enden. Ihr Leid ist so persönlich und einzigartig, dass kein historischer Abriss der Vertreibung der Protestanten aus Österreich dem gerecht werden kann. Gleichzeitig aber ist ihr Schicksal auch typisch: Mächtige Männer machen Geschichte, doch sucht sich die Geschichte normale Menschen wie sie, um

deren Leben aus der Bahn zu werfen. Am Ende ist Christina Pataki allein, aber ganz allein eben auch nicht. Bis zu 30 000 Protestanten müssen ab den dreissiger Jahren des 18. Jahrhunderts aus Kärnten, der Steiermark, dem Salzkammergut und Salzburg emigrieren oder «transmigrieren». Letzteres ist ein Euphemismus der Täter, korrekt müsste es heissen: Sie werden deportiert.

Wen die Soldaten wie die Bauersfrau Christina Pataki nach Siebenbürgen verschleppen, der muss damit rechnen, an einer Seuche zu sterben, am Hunger und an der Einsamkeit. Viele verlieren in der Fremde das Leben. Aber auch diese Toten sind nicht allein. Sie werden Teil einer mehr als 200jährigen Geschichte. Die Geschichte handelt von Vertreibung und Unterdrückung, von Ausplünderung, Bespitzelung und Entrechtung.

Das sind die Werkzeuge, mit denen die Habsburger ihre Vorstellung von Katholizismus verteidigen gegen die vermeintlichen Häresien Martin Luthers. Entwurzelte Protestanten wie Christina Pataki, schreibt der Wiener Historiker Stephan Steiner in einer Studie über ihr Schicksal und das der Protestanten aus Kärnten, «stehen an der Geburtsstunde aller neuzeitlichen Deportationen in Mitteleuropa, vielleicht sind sie sogar deren Geburtsstunde».

Bis heute ein Tabu

Lange war es unmöglich, in Österreich über das Leid der Protestanten zu sprechen. «Bis ins 19. Jahrhundert hinein», erklärt Karl Vocelka von der Universität Wien, «war eine kritische Aufarbeitung der Rekatholisierung durch die Geschichtsschreibung politisch nicht gewollt.» Das hatte Folgen. Noch heute würden, so Vocelka, die meisten Österreicher beim Wort «Vertreibung» an die Juden denken, die nach 1938 ins Exil gingen, nicht jedoch an die Vertreibung der Protestanten. Dabei sei der «Verlust an Menschen und Intellektualität» ähnlich «gravierend» gewesen, glaubt Vocelka. Bis heute leben kaum mehr als 300 000 Evangelische in der Alpenrepublik, während laut Statistik zwei von drei Österreichern trotz Säkularisierung immer noch katholisch sind. Doch statt zu fragen, wie der Katholizismus inoffizielle Staatsreligion werden konnte, nehmen die meisten Österreicher ihn als gottgegeben hin. Doch gottgegeben war er nie.

Es gab eine Zeit, da war Österreich kurz davor, abzufallen von Rom. In der Mitte des 16. Jahrhunderts war das, als die Wittenberger Druckerpressen Martin Luthers Thesen in ganz Europa verbreiteten. Vor allem beim Adel und bei den Städtern in Wien findet die neue Lehre schnell Anhänger. Es dauert nicht lange, und in der Hauptstadt der Habsburger ist bald «kaum mehr eine Spur zu finden», wie der Hofprediger Martin Eisengrein im Jahr 1569 notiert, «dass man in Wien einmal katholisch gewesen war». Nur das Kaiserhaus zeigt sich unempfänglich für den neuen Glauben. Kaiser Ferdinand I. duldet ihn zwar widerwillig und aus Mangel an Alternativen, versucht aber gleichzeitig, der Verbreitung mit verschärfter Zensur beizukommen. Mit überschaubarem Erfolg: Als sogar Ferdinands Sohn, Kronprinz Maximilian, mit Luther liebäugelt, scheint es nur eine Frage der Zeit zu sein, bis Österreich zum Hoffungsland für Reformierte wird.

Doch es kommt anders. Weil Maximilian selbst als Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation Angst hat, sich zum Protestantismus zu bekennen; weil seine Nachfolger,

In Böhmen kommt es zu einer beispiellosen Säuberung. 150 000 Protestanten werden von habsburgischen Truppen vertrieben. In ganz Österreich zwingt man Evangelische zur Konversion.

alles gute Katholiken, ihn als schwarzes Schaf der Familie betrachten und versuchen, sein Erbe zu tilgen aus der Geschichte; weil kurz nach Ausbruch des Dreissigjährigen Krieges Ferdinand II., ein katholischer Fundamentalist, die Geschicke Österreichs lenkt und den Krieg dazu nutzt, um mit dem Protestantismus im eigenen Land aufzuräumen ein für alle Mal.

Im Jahr 1620 zermalmen seine Truppen in der Schlacht am Weissen Berg die Armeen der aufständischen protestantischen Böhmen und Oberösterreicher. Der Frieden ist zum Greifen nah. Ferdinand II. müsste den Besiegten nur die Hand reichen. Doch stattdessen kommt es in Böhmen zu einer beispiellosen Säuberung. Geschätzte 150 000 Protestanten werden in den nächsten Jahren von habsburgischen Truppen vertrieben. In ganz Österreich zwingt man Evangelische zur Konversion. Viele fügen sich in das Schicksal des leidenden Gehorsams und unterlaufen gleichzeitig die katholischen Glaubens- und Gebetsvorschriften, wo sie nur können. Andere trotzen dem Druck und bekennen sich nur umso sturer zu Luther und zum Evangelium.

Vertreibung der Unbelehrbaren

Für die Habsburger sind die Bekenner ein Problem. Ihr Verhalten ist Beispiel für andere. Sie sind unbelehrbar, heisst es, sie müssen gehen. Um die Zahl der Unbelehrbaren in Grenzen zu halten, installieren der Wiener Bischof Melchior Khlesl und die Jesuiten, die schnelle Eingreiftruppe der Gegenreformation, ein perfides System der Überwachung und Indoktrination, das auch nach dem Westfälischen Frieden von 1648 und der dort beschlossenen Gleichstellung der Konfessionen fortbesteht. Die letzten Protestanten sollen so gefunden, bekehrt oder aus Österreich entfernt werden. Doch nicht in allen Regionen ist der Druck während der zweihundertjährigen Repression gleichermassen stark. Im Zentrum ist er stärker als in der Peripherie, in der Stadt stärker als auf dem Land. So lebt der Protestantismus in manchen Regionen über Generationen weiter im Untergrund.

Christina Pataki ist eine Untergrund-Protestantin. Als Tochter eines Grossbauern heiratet sie 1727 den Protestanten und Grossbauern Georg Schwaiger. Von den Behörden überwacht, leben die beiden ihren Glauben, so gut es geht – bis es nicht mehr geht. Im Jahr 1732 beschliesst Leopold Anton von Firmian, der neue Fürsterzbischof von Salzburg, eigenmächtig, wenn auch vom Kaiser geduldet, den Untergrund-Protestantismus in seinem Herrschaftsbereich zu vernichten.

Er schickt Jesuiten in die Dörfer der Untergrund-Protestanten. Wer ihren Predigten fernbleibt, wird hart bestraft. Es bleiben viele fern – zu viele für Firmian. Deshalb versucht er das Protestantenproblem auf andere Art zu lösen. «Lieber das Land eine Wüste», lautet nun sein Credo, als ein Land «voller Ketzer». Binnen drei Monaten sollen alle Protestanten das Fürsterzbistum verlassen. Um möglichen Widerstand zu brechen, stehen 6000 Soldaten bereit. Damit verstossen Firmian und die Habsburger klar gegen die Friedensordnung des Westfälischen Friedens von 1648. Doch im 18. Jahrhundert stört das bereits niemanden mehr.

20 000 Evangelische fliehen bis zum Jahr 1732 aus dem Fürsterzbistum Salzburg. Viele finden eine neue Heimat in Preussen und Franken, andere verschlägt es nach Amerika. Auch der Laienprediger Joseph Schaitberger muss gehen. In der

Diaspora schreibt er ein Lied. Es wird zur Hymne aller Salzburger «Exulanten»: «Ich bin ein armer Exulant», heisst es da, «also muss ich mich schreiben. / Man tut mich aus dem Vaterland / um Gottes Wort vertreiben. / Doch weiss ich wohl, Herr Jesu mein / es ist dir auch so gangen / jetzt soll ich dein Nachfolger sein; / mach's Herr, nach dein'm Verlangen.»

Christina Pataki hat zu diesem Zeitpunkt noch Glück. Sie lebt in der Herrschaft Paternion, einem von Salzburg nicht weit entfernten Zusammenschluss mehrerer Dörfer. Verwaltet wird die Herrschaft von einem «Pfleger», ihm übergeordnet ist Johann Anton von Goëss, der Landeshauptmann von Kärnten. Dem Zugriff des Erzbischofs ist Christina Pataki also entzogen. Doch vergiften die von ihm angeordneten Salzburger Vertreibungen langsam auch in der Herrschaft das Klima. Seit Generationen leben Katholiken und Untergrund-Protestanten hier mehr oder weniger friedlich zusammen. Nun aber wollen Landeshauptmann und Pfleger der vermeintlichen protestantischen Bedrohung auf ähnlich rabiate Weise zu Leibe rücken wie in Salzburg.

Eine Liste entsteht. 25 Namen stehen darauf, darunter Georg Schwaiger, Christina Patakis Ehemann. Die 25 Unruhestifter sollen «transmigrieren». Im Winter 1734 schaffen Truppen auf Befehl des Landeshauptmanns sie nach Siebenbürgen, eine arme wie wilde Region, die das Haus Habsburg erst seit kurzem kontrolliert. Dem ersten Transport folgen vier weitere. Kein Erzbischof oder Kaiser hat das befohlen. Es geschieht, weil die unteren Machtebenen es für opportun halten. Beängstigend findet das der Historiker Stephan Steiner: «Die Massendeportation», schreibt er, «wird zur Ultima Ratio eines Zeitalters, das mit der Todesstrafe weniger schnell zur Hand ist als mit der Verbannung, das den Leib weniger zu demütigen bereit ist als das Leben.»

Ab dem 30. September 1734 ist Christina Pataki allein – für sie und ihre drei Kinder eine lebensbedrohliche Situation. Sie wendet sich an die Behörden, fordert, ihrem Mann Georg nachgeschickt zu werden. Die Bitte wird erhört. Auf der zweiten Transportliste findet sich ihr Name. Die Namen Andreas, Eva und Maria Schwaiger fehlen. Nicht von ungefähr: Der Landeshauptmann entscheidet, dass Mütter ihre Kinder und Besitztümer zurücklassen müssen – ein verbreitetes wie perfides Mittel im Kampf gegen den Untergrund-Protestantismus.

Zum einen gelten Kinder als leicht bekehrbar, zum anderen hofft man, die verbliebenen Erwachsenen auf diese Art doch noch zum rechten Glauben führen zu können. So soll die Häresie, wie es in einem anonymen Ratgeber zur Ketzerbekämpfung heisst, erstickt werden. Denn «gewiss ist», dass der Kindsentzug den «Eltern sehr schmerzlich zu Herzen dringen und sie vielleicht auf bessere Gedanken führen würde». Später berichten Untergrund-Protestanten aus Kärnten, dass die zurückbehaltenen Kinder «wie das Wild im Walde herum laufen» würden. Niemand nehme sich ihrer an. Eva, Maria und Andreas haben Glück. Zwei Onkel kümmern sich um sie. Maria ist acht, Andreas fünf, Eva zwei Jahre alt.

Einsam in der Fremde

Über das Leben Christina Patakis in Siebenbürgen ist nichts bekannt. Fest steht: Nach einem Jahr sind mehr als ein Drittel der Deportierten an Seuchen oder am Hunger gestorben. Auch

Georg Schwaiger stirbt, wann, ist unklar. Seine Frau Christina heiratet erneut und heisst fortan Pataki. Heimisch in der Fremde wird sie nie. Im Jahre 1745 ist sie plötzlich zurück in Kärnten – und wird sofort verhaftet. Der Vorwurf: «seduction oder vermeintlicher haimbichler abführung ihrer kinder». Man sperrt sie ins Gefängnis. Dort bleibt sie zwölf Wochen, wird regelmässig verhört. Am Ende glauben die Behörden: Christina Pataki wollte ihre Kinder nur sehen, nicht entführen. Sie sei aus Siebenbürgen aus «Amore prolium» geflohen: aus Mutterliebe. Der Landeshauptmann ist gnädig mit ihr. Er lässt sie frei mit der Warnung, «das sie sich bey sonst schörfferen Einsechen nicht mehr im landt alda betreten lassen solle». Dann schaffen Soldaten Christina Pataki zurück nach Siebenbürgen.

Neun Jahre hinterlässt sie in den Akten der Herrschaft Paternion keinerlei Spur. Im Jahr 1754 meldet sie sich dann bei der Obrigkeit. Christina Pataki fordert ihr väterliches Erbe ein: 397 Gulden. Es wird ihr verweigert. Kurz nach ihrer Entlassung aus dem Gefängnis habe sie angeblich auf die Erbansprüche freiwillig verzichtet. Immerhin das Erbe der Mutter gesteht man ihr zu. Es sind dieselben fünfzig Gulden, die Christina Pataki am Ende ihres Lebens den Kindern vermachen wird. «So will ich euch noch bey meinen Leben», heisst es dazu in ihrem Brief vom 28. Januar 1769, «alles was von mir vatter- oder mütterlicher hinterbliben – das alles und jedes, schenk, schaff und vermache ich euch als meinen trey hinterlassenen lieben kindern.»

Sechs Monate später ein weiterer Brief. Es wird ihr letzter sein. In dem Brief informiert sie Eva, Maria und Andreas, alle drei mittlerweile um die vierzig, dass ein Kaufmann aus Wien ihnen fünfzig Gulden bringen werde. Der Brief endet mit den besten Wünschen, «dass euch gott der allmächtige in seinen schutz erhalten und auf allen weeg und steg begleiten wolle».

Doch das ist nicht das Ende der Geschichte von Christina Pataki und ihren Kindern. Am 13. Oktober 1781 sichert Kaiser Joseph II. per Toleranzpatent allen Protestanten im Reich die freie Religionsausübung zu. Christina Pataki ist da wohl schon entschlafen. So erfährt sie auch nicht, dass überall im Reich in der Folge protestantische Gemeinden entstehen. Dem Haus Habsburg ist das peinlich. Hatte man doch gehofft, dass es nach 200 Jahren Verfolgung kaum noch Protestanten gibt in Österreich. Als nun auch noch Katholiken übertreten zum Protestantismus, schränkt Joseph II. das Toleranzpatent 1787 drastisch ein. Konversionen sind fortan nahezu unmöglich.

Was bleibt, ist die Erinnerung

Was bleibt? Der Konjunktiv natürlich. Was wäre, wenn Maximilian II. sich mutig zu seinem Glauben bekannt, Habsburg die Schlacht am Weissen Berg verloren oder Ferdinand II. im richtigen Augenblick Grösse gezeigt hätte? Wäre Österreich dann protestantisch geworden? Hätten die Nachbarn Christina Pataki glücklich werden lassen mit ihrer Familie in der Herrschaft Paternion? Und was ist mit ihren Kindern: Hätte man sie geachtet als gläubige Christen und Gemeindemitglieder?

Historiker mögen keine Konjunktive. Sie halten sich an das, was war, an Fakten. Fakt ist: Der Vater von Christina Pataki wurde deportiert und ist in Siebenbürgen gestorben. Die Mutter wurde deportiert, kam zurück und starb irgendwo in Kärnten.

Bruder Hans zwang man zur Armee, wo er verschwand. Schwester Susanne wurde deportiert, Schwester Ursula ebenso. Fakt ist auch: Die Kinder Christina Patakis haben die fünfzig Gulden tatsächlich bekommen. Darüber gibt es eine Notiz. Die Briefe der Mutter dagegen landen in den Akten der Herrschaft Paternion – ein Indiz dafür, dass die Zensur die Briefe abfing, bevor sie Eva, Maria und Andreas erreichen konnten.

Was bleibt noch? Die Erinnerung. An Andreas zum Beispiel. Das Geld seiner Mutter hilft ihm wenig. Je älter er wird, desto tiefer fällt er die soziale Leiter hinab. Der Sohn reicher Eltern wird zum Keuschler, einem Kleinbauern. Als Andreas dann noch eine Cousine zweiten Grades schwängert, muss er fünfundzwanzig Gulden Strafe zahlen. Inzest ist verboten, damals wie heute. Folglich ist Mathias, sein Sohn, gleich vierfach gezeichnet: als Bastard, als Kind eines Versagers, als Produkt der Blutschande und Spross einer Transmigranten-Familie. Zudem hinterlässt Vater Andreas ihm nichts von Wert. Dennoch baut Mathias sich ein Leben auf. Er heiratet. Er wird Binder. Er gründet eine Familie. Im Jahr 1799 ist Mathias fünfzig Jahre alt. Er meint, genug vom Leben gehabt zu haben, und wirft sich in den Fluss in einer Winternacht.

Ins Sterbebuch schreibt der Pfarrer, der Verstorbene sei verrückt im Kopf gewesen. An den Selbstmörder Mathias erinnert man sich noch eine Weile in der Herrschaft Paternion. Dann geht auch das vorbei. Dann ist auch er Geschichte.

Weiterführende Literatur:

Stephan Steiner: *Reisen ohne Wiederkehr. Die Deportation von Protestanten aus Kärnten*. Oldenbourg, München 2007; 381 Seiten.

Raoul Löbber ist Redaktionsleiter von *Christ & Welt*.

Dieser Artikel stammt aus *Christ & Welt* 2/2018, den Extraseiten der *Zeit* für Glaube und Gesellschaft. www.zeit.de/christ-und-welt

Der Mensch ist ein Sünder. Sein Name ist A*.

Noch im Theologiestudium konnte ich mich fürchterlich über das negative Menschenbild der Reformatoren aufregen. Der Mensch sei von Natur aus schlecht, ja gar böse. Nichts Gutes sei an ihm, hiess es. Berüchtigt war Martin Luther, der sich selber als armen, stinkenden Madensack bezeichnete. Von Paulus hatte er die Einsicht gewonnen, dass der Mensch nur zu Gott gelangen kann, wenn dieser sich ihm gnädig zuwendet. Diese Einseitigkeit widersprach meiner Alltagserfahrung, dass Menschen sowohl zu Bösem als auch zu Gutem fähig sind. Mein Zauberwort jener Zeit hiess «Ambivalenz». War es also nur ein theologischer Marketingtrick, den Menschen möglichst schlecht zu machen, um ihm das Evangelium besser verkaufen zu können?

Bei jeder Diskussion um die Sünde fielen die Namen Hitler und Stalin. Gut, vielleicht gab es ja einzelne Sünder, aber das musste doch nicht heissen, dass es «keinen gibt, der Gutes tut, auch nicht einen», wie es im Römerbrief heisst. Ich blieb bei meiner Ambivalenzthese. Zumal sie damals von allen Hobbypsychologen unter den Studierenden vertreten wurde. Einige waren sogar der Ansicht, auch Hitler und Stalin hätten einen anderen Weg eingeschlagen, wäre ihre Kindheit nicht verpfuscht gewesen. Unser Basler Professor für Praktische Theologie war allerdings ein richtiger, renommierter Psychoanalytiker, und sein geflügeltes Wort lautete: «Wohin geht der Hass?» Er fragte bei der Lektüre theologischer Texte nach den negativen Gefühlen: Wogegen richtet sich Luthers Zorn? Wieso ist Karl Barths Kulturkritik so radikal? Welche Gewaltphantasien speisen die Offenbarung des Johannes? Was machen all die frommen Menschen mit ihren Aggressionen?

Vor einigen Jahren kam das Wort «Gutmensch» in Mode. Und zwar von rechten Kreisen als Schimpfwort verwendet gegenüber Menschen, die sich sozial engagieren. Jemandem vorzuwerfen, er sei gut, mutet wie eine nietzscheanische Umkehrung aller Werte an. Die Urteile vieler als «Gutmensch» Verschriener fallen allerdings nicht minder heftig aus: Alles, was ihnen zu rechts oder konservativ erscheint, wird als Hetze abgetan oder gar in die braune Ecke gestellt. Die Fremdzuschreibungen, mit

denen die Menschen auf ihre Artgenossen schiessen, sind derart unzweideutig geworden, dass meine Ambivalenzthese auseinanderzufallen droht. Je stärker sich die öffentliche Streitkultur in eine Diffamierungskultur verwandelt, desto lieber wird mir der alte Begriff «Sünder». Ja, mittlerweile hege ich richtige Sympathien für diesen elenden Wurm und unwürdigen, alten Madensack namens Mensch.

Ob ausnahmslos jeder ein Sünder ist? Das möge eine höhere Instanz beurteilen. Einen Sünder kenne ich auf jeden Fall; er schaut mich jeden Morgen verschlafen aus dem Spiegel an. Ich

bekenne, ich bin ein Sünder! Und dieses Bekenntnis hat ungeheuerlich befreiende Qualität. Ich brauche mir nicht den Kopf zu zerbrechen, ob ich auf der richtigen Seite stehe. Ob meine Motive alle rein sind. Ich kann sogar gestehen, auch mein Hass geht irgendwohin. Der Mensch mag ein Sünder sein. Auch der Gutmensch und sein Kritiker gleich dazu. Vor allem aber ist der Sünder immer noch ein Mensch. Denn hier kommt die reformatorische Pointe: Der Sünder ist gerechtfertigt vor Gott. Er kann zu seinem Seelenheil nichts beitragen. Und deshalb muss er es auch gar nicht. Er kann aufatmen. Die reformatorische Erkenntnis macht aus mir einen fröhlichen Wurm und aufgestellten Madensack. In Zeiten, da jedes Fettnäpfchen vermieden werden

muss, um nicht am digitalen Pranger zu landen, orientiere ich mich an Luthers Satz: «Sei ein Sünder und sündige kräftig, aber vertraue noch stärker und freue dich in Christus!» Ja, ich würde sogar noch weiter gehen. Heute undenkbar, warb in den achtziger Jahren eine Zigarettenmarke mit dem Spruch: «Ich rauche gern». Für das grosse Kirchenjubiläum schlage ich folgenden Slogan vor: «500 Jahre Reformation – Ich sündige gern!»

* Die restlichen Buchstaben sind der Redaktion bekannt.

Der Theologe Bruno Amatruda ist Religionslehrer und Mittelschuleseelsorger am Gymnasium Rychenberg in Winterthur ZH. Er schreibt hier die Kolumne im Wechsel mit Yves Kugelmann, Chefredaktor der jüdischen Magazine *Tachles* und *Aufbau*, und der Journalistin Kübra Gümüşay.

Bild Jonas Baumann



Reaktionen

Zu «Unter uns» *bref* 2/2018

Es kommt selten vor, dass ich einen Artikel von Anfang bis Ende lese. Beim Essay von Susanne Leuenberger habe ich es getan. Nicht nur gelesen, sondern beinahe er-lebt. Ich spazierte mit der Autorin über die Wege, blieb hier und dort stehen und erkannte ihre Gedanken. Die Asche von Grossvater, Vater und Mutter liegt im Gemeinschaftsgrab – auch deshalb ist dieser Ort für mich besonders. Haben Sie Dank für diesen wunderbaren, berührenden Text.

Danièle Eggenschwiler, Bern

Ist das noch Journalismus oder schon grosse Literatur? Beides, meine ich. Ich gratuliere den *bref*-Machern zu dieser Ausgabe.

Beat von Känel, Unterseen BE, via Facebook



Redaktion *bref*, Leserbriefes,
Pfungstweidstrasse 10
8005 Zürich
redaktion@brefmagazin.ch
Facebook.com/brefmagazin
Twitter: @brefmagazin

Die Redaktion trifft eine Auswahl und behält sich vor, Zuschriften auch ohne Rücksprache mit den Autoren zu kürzen. Anonyme Zuschriften und Briefe mit beleidigendem oder anstössigem Inhalt wandern in den Papierkorb.

bref

Das Magazin der Reformierten
Erscheint alle zwei Wochen am Freitag.
bref steht in der Folge von *Kirchenblatt für die reformierte Schweiz* (seit 1844), *Der Protestant* (seit 1897), *Evangelischer Pressedienst EPD* (seit 1927) und *Reformiertes Forum/Reformierte Presse* (1986–2015).

Herausgeberin
Reformierte Medien,
Pfungstweidstrasse 10, 8005 Zürich

Geschäftsleitung
Pascale Huber, Andrea Aebi (Stv.)

Anschrift
bref, Pfungstweidstrasse 10
8005 Zürich
Telefon 044 299 33 21
www.brefmagazin.ch
redaktion@brefmagazin.ch

Redaktionsleitung
Oliver Demont, Vanessa Buff (Stv.)

Redaktion
Andreas Bättig, Patricia Dickson,
Susanne Leuenberger, Heimito Nollé,
Tobias Zehnder

E-Mail-Adressen
vorname.name@brefmagazin.ch

Artdirektion Pascal Beck

Korrektorat Ursula Klausner

Honorar Tiziana Polimeno

Verlag
Andrea Aebi, Daniela Raffl
verlag@brefmagazin.ch

ISSN 2297-7597

Werbemarkt
Daniela Raffl, Marian Orlando,
Telefon 044 299 33 11
inserate@brefmagazin.ch

Herstellung und Abonnement
Jordi AG, Aemmenmattstrasse 22
3123 Belp
abo@brefmagazin.ch
Telefon 031 818 01 27

Abonnemente Schweiz
Jahr 115.–, Halbjahr 68.–,
Schnupperangebot (4 Ausgaben) 20.–,
Gönner-Abo ab 115.–

Einzelheftbestellung Schweiz
Heftumfang bis 32 Seiten 6.–,
Heftumfang ab 40 Seiten 10.–,
zuzüglich Versandkosten
brefmagazin.ch/einzelverkauf

Preise Ausland
Wie Schweiz, zuzüglich Versandkosten

bref ist urheberrechtlich geschützt.
Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Aus Gründen der Lesbarkeit verzichtet *bref* in der Regel auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten für beide Geschlechter.

bref wird auf Papier aus verantwortungsvollen Quellen gedruckt.



Das nächste *bref* Magazin erscheint am 2. März 2018.



Der französische Skandalautor Michel Houellebecq sucht die literarische Begegnung mit Arthur Schopenhauer, dem philosophischen Menschenfeind des 19. Jahrhunderts. *In Schopenhauers Gegenwart* ist dabei genauso ein Kommentar zu Houellebecq selbst wie zu seinem philosophischen Vorbild. Beim Lesen erwächst mehr und mehr Widerstand gegen die selbstgefällige Apathie des Zynikers Houellebecq. Und das ist gut so.

Die Romane Michel Houellebecqs sind Kult. In der ihm eigenen nüchternen Sprache beschreibt der französische Schriftsteller Menschen, die mittendrin sind im Getriebe der Zeit – am Arbeitsplatz, in der Gesellschaft, beim Sex –, die mitmachen, unterworfen sind und darin einsam bleiben. Houellebecq liebt die Provokation, wie etwa mit seinem Roman *Soumission* aus dem Jahr 2015, wo aus der allgemeinen Zwangsgesellschaft die Option der Unterwerfung unter den Islam wird. Dabei setzt er Ängste gekonnt in Szene. Houellebecq – ein literarischer Terrorist, die Avantgarde der Neuen Rechten?

Nun hat der Autor das Genre gewechselt. Sein neues Buch *In Schopenhauers Gegenwart* ist kein Roman über den pessimistischen Lebensphilosophen des 19. Jahrhunderts, sondern ein Kommentar zu dessen Werk. Im Zentrum steht Schopenhauers Buch *Die Welt als Wille und Vorstellung*. Wie kam es dazu?

Mit Mitte zwanzig stieß Houellebecq auf Schopenhauer. Für den jungen Literaten, der noch um eine eigene Haltung rang, war es eine Entdeckung. In Schopenhauer fand er die Ehrlichkeit, das Leben zu sehen und zu beschreiben, wie es ist: ausgeliefert der Schwerkraft

zum Tode, die spürbar wird in jedem Moment des Lebens, wenn man nur den Mut hat, sie wahrzunehmen. Schopenhauer, der philosophische Menschenfeind, der die Vorstellungen der Welt durchschaut und in kalter Neugierde in ihr Getriebe blickt, wird zum literarischen Befreier für Houellebecq: «Denn alles Streben entspringt aus Mangel, aus Unzufriedenheit mit seinem Zustande, ist also Leiden, solange es nicht befriedigt ist. Das Streben sehen wir überall vielfach gehemmt, überall kämpfend. Solange also immer als Leiden: kein letztes Ziel des Strebens, also kein Mass und Ziel des Leidens.» So schreibt es Schopenhauer, und auf dieser Spur folgt ihm Houellebecq – zunächst in seinen Romanen, nun in seinem Buch zu Schopenhauer in der Form eines philosophisch-literarischen Kommentars.

Hier begegnen sich Philosoph und Schriftsteller und besichtigen gemeinsam die Welt. Die Welt, die es eigentlich nicht gibt – das ist das Erbe der aufgeklärten Vernunft: die Welt an sich und in sich ist nicht zu erkennen. Was bleibt, sind unsere Vorstellungen von ihr: «Die Welt ist meine Vorstellung», so das Duo Schopenhauer / Houellebecq. Damit aber gibt es zumindest einen Zugang zur Welt: die eigene Wahrnehmung, die eigenen Augen und Gefühle. Die Konsequenz davon ist, den Dingen mit aufmerksamem Blick zu begegnen. Es bleibt die Betrachtung, die «ruhige, von aller Reflexion und aller Begierde losgelöste Betrachtung der Dinge».

Houellebecqs Blick ist kühl. Sein Buch ist kein Kampf gegen das Leid und kein Appell für das empathische Mitleiden, auch kein Rezept, Leiden erträglich zu machen. Ist das tröstlich? Der Trost, so Houellebecq, liegt in der distanzierten Beschreibung der Banalität des Menschlichen. Und dieser Schreib- und Lebensstil kann Heiterkeit eröffnen, zumindest «kleine Momente unvorhergesehenen Glücks, kleine Wunder», wie Houellebecq Schopenhauers Lebensphilosophie in die Lebenskunst des Literaten übersetzt.

Neu oder besonders kreativ ist Houellebecqs Schopenhauer-Kommentar nicht. Aber er kann als Kommentar zu dessen eigenem Werk gelesen werden. Insofern ist die Form sicherlich nicht zufällig gewählt, schafft der Kommentar durch das nüchterne, mitleidlose Nachdenken doch immer auch Distanz. Dennoch wächst bei der Lektüre gerade dadurch Widerspruch – und etwas Wut über die selbstgenügsame und selbstgefällige Apathie, mit der Houellebecq seine Figuren und Texte erschreibt.

Michel Houellebecq: *In Schopenhauers Gegenwart*. Dumont, Köln 2017; 80 Seiten; 26,90 Franken.

Hans Jürgen Luibl ist Theologe und Medienwissenschaftler.

Le questionnaire de Proust*

Was wäre für Sie das grösste Unglück?

Wenn es unter den Menschen nur noch Missgunst und Neid gäbe.

Wo möchten Sie leben?

Da, wo ich aufwache und das Meer sehe.

Was ist für Sie das vollkommene irdische Glück?

Glück ist nicht fassbar. Es gibt so viele schöne Glücksmomente für alle. Wir sollten sie einfach sehen.

Welche Fehler entschuldigen Sie am ehesten?

Alle Fehler, zu denen man steht.

Ihre liebsten Romanhelden?

Da gibt es so viele.

Ihre Lieblingsheldinnen in der Wirklichkeit?

Es hört sich kitschig an, aber ich meine es wirklich: Mutter Teresa.

Ihr Lieblingsmaler?

Zum Beispiel Monet und Picasso.

Ihr Lieblingskomponist?

Mein Musikstil ist so breit, dass ich keinen hervorheben kann.

Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Dass seine Taten und Worte übereinstimmen und er Mann bleibt.

Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einer Frau am meisten?

Loyalität.

Ihre Lieblingstugend?

Freundlichkeit, Aufrichtigkeit, Fröhlichkeit.

Ihre Lieblingsbeschäftigung?

Mein Beruf, die Schauspielerei. Und kochen.

Wer oder was hätten Sie sein mögen?

Das, was ich jetzt bin.

Ihr Hauptcharakterzug?

Allem positiv zu begegnen. Ohne Vorurteile.

Was schätzen Sie bei Ihren Freunden am meisten?

Direktheit, Ehrlichkeit, Treue.



Isabella Schmid 46, Schauspielerin

Bereits als Kind stand Isabella Schmid zum ersten Mal auf einer Bühne. Seitdem wirkte sie in über sieben Theaterstücken und mehr als fünfzig TV-Produktionen mit. Bekannt wurde sie als Lollo Fuchs in der deutschen Fernsehserie *Hinter Gittern – Der Frauenknast*. Zuletzt spielte sie Mama Moll im Kinofilm *Papa Moll*.

Ihr grösster Fehler?

Ich sage zu direkt, was ich denke. Damit können nicht alle umgehen. Und mein Perfektionismus.

Ihr Traum vom Glück?

Mehr Frieden und Gerechtigkeit auf der Welt. Und für mich: dass ich aufs Meer schauen und sagen kann: «Ich hatte ein wundervolles Leben.»

Was möchten Sie sein?

Mich selbst. Ich bin wunschlos glücklich.

Ihre Lieblingsfarbe?

Königsblau.

Ihre Lieblingsblume?

Rosen, die duften. Und wilde Wiesenblumen.

Ihr Lieblingsvogel?

Der Adler. Der segelt so beruhigend, ohne wildes Geflatter.

Die wichtigste Erfindung der letzten hundert Jahre?

E-Mail! Es macht mein Leben sehr viel einfacher.

Ihr Lieblingsschriftsteller?

Ken Follett gehört sicher zu meinen Favoriten.

Ihre Helden in der Wirklichkeit?

Menschen, die für andere da sind – als Zuhörende, Pflegende und in sozialen Berufen.

Ihre Heldinnen in der Geschichte?

Jeanne d'Arc.

Ihre liebste Filmfigur?

Vielleicht Sally aus *When Harry Met Sally?*

Ihre Lieblingsnamen?

Das verrate ich nicht. Aber Tristan finde ich sehr schön.

Was verabscheuen Sie am meisten?

Unehrlichkeit, Lügen, Hass und vor allem Eifersucht.

Welche geschichtlichen Gestalten verachten Sie am meisten?

Hitler.

Welche militärischen Leistungen bewundern Sie am meisten?

Keine, denn sie sind immer mit dem Tod verbunden. Leider kann nicht alles im Gespräch geregelt werden, aber ich bin sicher, dass es andere Lösungen gibt.

Glauben Sie, Gott ist eine Erfindung des Menschen?

Ich glaube nicht, dass wir gebastelt wurden. Dafür bin ich zu sehr Realistin. Aber der Glaube gibt den Menschen Kraft und Mut in schweren Stunden.

Welche natürliche Gabe möchten Sie besitzen?

Vielleicht Hellsehen? Ist das natürlich? Oder Zaubern?

Wie möchten Sie sterben?

Irgendwo auf dem Liegestuhl am Meer. Einschlafen und weg.

Ihre gegenwärtige Geistesverfassung?

Konzentriert stabil.

Ihr Motto?

Nimm die Menschen, wie sie sind. Verändere sie nicht.

*Der französische Schriftsteller Marcel Proust (1871–1922) antwortete in der Zeit der Pariser Salons gleich zweimal auf diese Fragen – einmal als 14-jähriger, dann noch einmal mit 20. Der Fragebogen gilt als Herausforderung an Geist und Witz und stellt bis heute die grossen Fragen des Lebens.